

UTA KÜHN

SURAMDILILs

GEFOLGE

und

andere

Geschichten

vom Leben

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

UTA KÜHN - *Suramdilils Gefolge und andere Geschichten vom Leben*

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

Hinweis:

## **Indische Wege – Herzwege**

**Gemälde von Uta Kühn**

online-galerie bei [www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

© 2010 **Uta Kühn** (für Texte, Bilder und Foto)

Autorisierte Veröffentlichung im VERLAG AUTONOMIE UND CHAOS LEIPZIG

ISBN 978-3-923211-69-2

[www.autonomie-und-chaos.de](http://www.autonomie-und-chaos.de)

Diese online-ausgabe kann für den eigengebrauch  
kostenfrei heruntergeladen werden.

## Uta über sich

Ein Mensch eine Frau auf dem Weg, auf der Suche, ständig lernend und gelerntes weitergebend. Verzweifelt mutig. Jemand, der weniger Mut braucht auf Grenzen entlangzubalancieren, sie, vor allem die eigenen zu verschieben, oder gar zu überschreiten, als um gemäßigt mit der Menge zu gehen. Fast ist immer Jetzt, das Leben ein Experiment, ein Versuch. Herzwege stehen über Kopfwegen, deren Handwerkszeug Letztere sind. Literatur und Kunst sind für mich vor allem Kommunikation durch alle Zeiten. Ich glaube daran dass sie sich wie Schneebälle multiplizieren können und unsere Welt ein wenig lichter machen. Genau wie mit Liebe und Können gebackene Brötchen oder gut gebaute Tische und ein gutes Gespräch. Licht. In ihrer immerwährenden Imagination sind sie im Stande Stroh zu Gold zu spinnen ohne dafür das Kind dem Rumpelstilzchen zu verhökern. Für mich finden sie Ausdruck im Tanz, der Literatur und in gemalten Bildern, aber auch beim Kochen und im Gespräch mit einem Kind. Alles ist offen. Vielleicht führen diese Wege mich bald in ein Kinderdorf in Lateinamerika und Kunst muss diesmal helfen ein Flugticket zu finanzieren. Vielleicht führen sie mich in wenigen Jahren ganz in ein anderes Land, in der Hoffnung mehr Platz für meine Art zu Sein zu finden. Vielleicht aber schlage ich auch hier in Leipzig für längere Zeit ein großes Zelt auf, in dem Gleichgesinnte miteinander träumen, Tanzen, denken und arbeiten werden.

## Sirene

Die Dichterin ist  
ein zitternder Falter,  
himmelgewohnt und  
durch viel Dunkel  
geflogen.

Verweint blies sie  
ins verlöschende Scheit,  
bis neue Funken  
stoben.

Und wenn sie sich  
auch, die Flügel verbrennt,  
sie ist doch wieder  
geflogen.

# Taxi

Sind meine Einkaufstaschen zu schwer, habe ich mich wieder verbummelt, müsste bereits seit zwei Minuten auf Arbeit sein? Einerlei, wer dauernd Zeit und Lebenskraft zu Geld macht, der kann das auch gelegentlich richtig herum tun. Dafür gibt es Taxis. Dort steht eins, die Rettung. Die Übertretung wird klein sein, den Rest überspringt ein charmanter Witz. Ich steige ein und oh glücklicher Tag, die Fahrerin ist wieder sie. Unverwechselbar in ihrem roten, enganliegendem Strickkleid, den hohen Lackschuhen ( wie fährt sie damit Auto?), den rubinroten, langen, sorgfältig manikürten Fingernägeln, dem leicht toupiertem schulterlangen und fuchsrot gefärbtem Haar. Ihr Make-up macht sie zur Diva sternenloser Nächte, wiewohl es Tag ist. Die grünen Katzenaugen schauten gerade noch in eine unerreichbare Ferne. Sie, drückt die Zigarette aus, die billig vergoldeten Armreifen rasseln. Das Taxi ist überfüllt mit ihrem schweren Parfüm, so etwas für die Nacht, sie wissen schon, nichts Frisches. Schlagerschnulzen tropfen aus dem Autoradio. Wohin geht es diesmal, fragt sie und

startet den Motor. Ich habe mich geübt auf den Rücksitz geklemmt und werfe die Autotür zu. War es ein Peugeot oder ein Mercedes, welche Farbe hatte der? Ich weiß es nicht, unwichtig, Farbe ist sie. Da und dahin möchte ich und sage es ihr, sie fährt los. Mich bekümmert, das sie friert, der Wagen hat lange im Schneematsch gestanden zwischen ölig grauen Häusern voll Taubendreck. Na, da fahren wir mal wieder durch unser schönes Leipzsch. Wie geht es ihnen? So fragt sie drauflos, denn wir fahren bestimmt schon das vierte mal zusammen. Wie immer reden wir dann über das Wetter, den lang ersehnten Frühling und das Leben. Sie putzt sich geschickt die Nase, ohne das Make-up zu verwischen, hustet ein wenig, stellt die Schnulzen leiser. Durch den Funk brummt eine zärtliche Männerstimme: Mäusel, paß auf dich auf, fahr langsam, es ist glatt. Hinter der Karl-Tauchnitz-Straße stehen sie wieder und blitzen. Sei vorsichtig. Kaffee ist in der Maschine, wenn du nachher kommst. Ich muß los, du weißt ja, die Räder müssen rollen. Was? Ja, den Bubi habe ich schon gefüttert. Küßchen. Sie lächelt, schickt einen Luftkuß irgendwohin, fährt, dreht die Schnulzen lauter. Jetzt kommt es, worauf ich schon gewartet habe: Wann fahren wir eigentlich zusammen zum Karneval nach Rio? Sofort bin ich voll bei der Sache. Halten sie mal da vorn an der Bank, die rauben wir aus, dann fliegen wir los. Ach, seufzt sie verstohlen lächelnd, doch die Katzenaugen leuchten im Spiegel, wenn das nur so einfach wäre! Sehen sie mich an, ich werde schon bald vierzsch. Wenn wir uns nicht beeilen, können wir uns dort nicht mehr sehen lassen. Ein Kostüm brauchen wir auch noch, werfe ich ein. Na das nähen wir uns mit Paetten, viel Stoff braucht man ja dort eh nicht. Da haben sie recht und ein Diadem für

die Haare. Zeit müßte man haben! Da müssen wir aber schon ein paar Wochen früher hinfliegen. Warum? Damit wir uns einer Samba-Schule anschließen können. Wenn es dann richtig los geht sind wir fit zum Tanzen. Na bitte! Da reißt doch direkt mal unser Leipzscher Himmel auf und läßt kurz die Sonne durch. Das ist ja nicht zu fassen. Wir sind da. Zwölf Mark fuffzsch.

# Surabaya

Surabaya, Johnny, warum bist du so roh, Surabaya, Johnny und ich liebe dich so..., singt mein Freund mit ungelenker Stimme, so, wie er ist, eher ein verkleideter Marabu. Doch ist er noch Kind und hat nicht verlernt die Kunst der Verwandlung. Schwer atmend schwitzt er und stinkt, Hemd so naß wie Hose, öffnet die Flasche Ginersatz aus Kriegszeiten, nimmt einen heftigen Schluck, wischt sich mit dem Handrücken den Mund und ist für wenige Minuten Hemingway, der hier mit dem Flugzeug abstürzte und doch gerettet wurde. Dafür bekam er meinen Hut voll Muscheln: außen mies und innen rosa bis bläulich schillernder Perlmutter, viel Gin und einen Höllenbrand bis kurz vorm Hitzschlag. Lichtsäulen blenden seine entzündeten Augen, bevor sie den Viktoria-See vergolden, in dem sie nicht ertrinken. So wankt er, nicht Muschelfleisch, nicht Fisch, nicht polnischer Ostjude noch El Patron, noch Hemingway zwischen verrostenden, quietschenden Maschinenteilen, unter Elefantenpalmen zum von Seevögeln, weißen, eleganten, bewohnten Wrack des alten Schiffs, das hier, wer weiß seit wann, vor Anker liegt. Das verbrannte Elefantengras ist höher als er und was sucht hier der verdammte Kinski im weißen Anzug, seltsam verwandt mit den Wasservögeln? Der spaziert locker herum, statt zu schlafen in seinem Sarg. Des Marabus Mädchen ist Landschaft geworden, schwarz, im bunten afrikanischen Tuch. Doch nicht an Farbe. Es ist die Art, wie sie geht, im Rhythmus der Melodie dieser Erde. Elefanten haben hier



die Palmen gepflanzt, denn sie tragen ihre Lieblingsfrüchte. Sie sind die heiligen Könige dieses Landstrichs, wenn auch zerschossen und verdrängt in Reservate. Surabaya, Johnny, warum bist du so roh? Doch ihre Palmen beschatten verlassen sterbende Mechanik. Ein Fischer mit seinem Kanu gleitet lautlos über den See und beobachtet die Fremden wie Verrückte, wobei er bedächtig sein Abendmahl aus dem handwarmen Wasser zieht. Möchte gern - Hemingway nimmt noch einen kräftigen Schluck, kratzt sich versonnen den Bauch, wischt sich die Finger am Hemd ab und bewundert seine geschmeidige Liebste, die, unerreichbar ihm, flüstert zu ihren Geistern. Verstohlen entfällt ihrer Hand ein runder Stein ins Wasser, doch er hörts nicht, es klappern in seinen Hosentaschen die Muscheln und Steinchen und ziehen die Hosen herab, haarige Ufer entblößend verbotenen Marabugebiets. Die Germanistin hat sich auf den Steinsockel einer Maschine gesetzt und hört innerlich italienische Opern.

Der Ort macht sehnsüchtig lasziv wie eine heiße Süßigkeit und brennt aus die europäische Seele. Man will nicht weg, doch wens ein Fremdling, betäubt schon vepaßt, bleibt er zurück als Ledersandale. Schlanke heranwachsende Kuhkinder werden spielen damit, trockene Reste gaukelnd gespießt auf die schöngeschwungenen Hörner. Surabaya, Johnny, gieß dir das Trinkwasser über den Kopf, nimm Weiber und Muscheln mit dir und hau ab. Vergiß nicht den Gin für den Abend. Surabaya, Johnny, warum bist du so roh...

## Blue Café

Kiré, du, laß mich dir sagen, wofür niemandes Ohr geheime Höhlen genug sind. Höre, das du ein Mensch bist mir und ein Mann, von dem tief berührt meine heimlichsten Zweige schwingen, tief, zart und manchmal gewaltsam berührt, wie die Saiten deiner Linkshändergitarre. Hast du gewußt, daß ich auch Linkshänderin bin? Weißt du, das die alten Schamanen glaubten, das Linkshänder die Bewahrer, Reiniger und Weitergeber sind, die, die niemals von Seuchen befallen werden, die Unzerstörbaren? Die, welche, die Kriege überleben und Schönheit pflanzen. Schau ich aus meinem weißen Turm und mein Blick verharret nicht in den blauen Gemächern, in denen ich atme, sehe ich, was du mir sein solltest, da draußen. Ein Klient und ich eine Kunsttherapeutin, alles an seinem Ort, begrenzt auf auf den Pakt: dir angemessene Hilfe, mir mein Brot. Weil wir aber Träumer sind, unheilbare, wurden aus uns die in einem Kristallhaus lebenden Glieder einer fiktiven Familie und es ist unklar, wieso ich, nachdem alle gegangen sind, die Tür abschließe und heimfahre, zu meiner wirklichen Familie. Du hast mich gefunden, in einem der vielen Räume unseres Hauses, allein. Hast mir

erzählt, daß ich nicht vergessen darf wie sehr krank, ja wahnsinnig du warst und niemand weiß, ob und wann das wieder ausbricht. Das deine Freunde der letzten Jahre die Trinker waren, an den Buden und in billigen Kneipen, du warst einer von ihnen. Doch jetzt, im kristallinen Haus, durch und mit uns, (Wer wird uns retten?) sind sie dir fremd geworden, denkst du nicht mehr wie ein Gefallener, sondern wie der Musiker, der du wurdest nach dem Seefahrer, der Zonenprinz, der schöne Frauen pflückte und im Leipziger „Bachstübl“ wie in allen besseren Lokalen aß und trank auf Kredit, bis nach dem nächsten Konzert. Wie du dann gehst, kurz bevor einer von uns die Türe verschließt, allein, in deine Einraumwohnung, in der niemand auf dich wartet und du siehst dir das von uns geborgte Video an, von Wim Wenders „Der Himmel über Berlin“. Du trinkst Rotwein, irrst durch die Stadt und keiner ist anzutreffen, mit dem du diese Stimmung teilen könntest. Wohin mit diesem Lachen, wohin mit diesem Schmerz? Wen interessiert noch, wie du dort lebstest, in jenem Ostberlin, zur Drehzeit des „Himmels“, kurz bevor du durch den Checkpoint-Charlie gehen wolltest, ohne Paß und den Bullen sagtest, du seist Eric Clapton? Ja, da fingen sie dich ein und der Wahnsinn bot sich dir, wild wuchernd als scheinbar einziger Ausweg. Ein Kranker, um den werden sie sich kümmern. Auch meine Seele wäre während dieser Jahre bald zerrissen. Sehe ich den „Himmel über Berlin“ leuchten meine Augen, bevor Weinkrämpfe die Erinnerungen verschütten. Nimmst du deine Gitarre und spielst „Blue Café“, dann will ich glauben, du spielst nur für mich, es geschieht mir dasselbe und nur mit angestrenzter Mühe bewahre ich mein Dienstgesicht. Eine geknickte zartblaue Blume in

mir sucht dann deinen Arm, deinen Schoß und will sich mit dir ausweinen stundenlang. Nicht lange, dann kommt der nächste grenzüberschreitende Ver-Rückte, verlangt lautstark die Fähigkeiten der Dienstuenden. Hast du gewußt, wie zerbrechlich ein Kristallhaus ist? Zögernd, zaudernd gehe ich darauf ein, doch innerlich sitze ich weinend auf deinem Schoß. Niemehr möchte ich hier arbeiten, wer kämpft denn für mich, wenn ich leer bin, sondern irgendwann mit dir durchbrennen, rumziehen, dich lieben und wir küssen uns gegenseitig die Falten glatt. Das, ihr Lieben, ist streng verboten, sagt der Regisseur, oh dieser verdammte Druide, du Weib bist eine glückliche, geliebte Frau, der nichts fehlt, was willst du noch? Auch du darfst nicht alles zerstören, was wird aus deinem geliebten Mann und den Kindern?

Marsch ins selbsterwählte Joch! Willst du etwa eine von denen werden? Auch zerstörst du dann den bereits Gefallenen. Solche Gefühle und er wird wieder trinken. Gefallener, hast du nicht die Schatten gewählt? Suche nicht das, wofür du nichts getan! Steh selber auf! Werde, bis du irgendwann wieder ein Gebender wirst! Oder jammere und bleib da unten. Warum eigentlich durchleuchten sie dir deine Schatten?

Stop, hier ist die Grenze! Gerade habe ich mir das wieder klug gesagt.

Da kommst du vorbei und siehst mich an, dein Blick ruft meine Tränen und vesengt mir die gar nicht ungeliebten Eingeweide. Verdammt, da wohnt sie also, ein Mensch, hinter ihrem Dienstgesicht und ist ein kleines Mädchen, dem man die Glasmurmeln geklaut hat und ein Raubzeug, das geraubt und gerettet werden möchte. Bitte, sag das keinem weiter, es bleibe geheim. Kurz vorm Zerreißen

sehe ich zum Glück, das du einen Bauch kriegst, dein Gesicht aufgedunsen vom Trinken, die verquollenen Augen - das ist nicht „Blue Café. Du lachst über die Zoten der anderen, errötest und bist doch wie sie? Jede Frau, die hereinkommt, lächelst du an, es kommt nicht auf mich an! Du bist nicht meine Sehnsucht, du bist Du! Zum Glück waren wir nicht in der „Hemingway-Bar“, sah ich nicht mit dir „Der Himmel über Berlin“ und saß nie auf deinem Schoß. Heute sind deine Haare fettig. Wann aber, sag mir, wann spielst du wieder einmal „Blue Café“?



# **Das Märchen von Kolibri, dem Flügelkind**

Eines Tages, vielleicht vor Dreißig, vielleicht vor Fünzig Jahren wurde einer Frau aus der hiesigen Gegend das alltägliche Leben zu trist: Schicht, HO Einkauf, Putzen, Fernsehen, Schicht, Plan erfüllen und viel zu wenig Sonne und viel zuwenig Küsse, viel zuwenig wirkliches Leben also. Sie war jung und schön und voller Lebenshunger. Ihre Liebhaber waren ihr allesamt zu vernünftig, statt Pferde zu stehlen sahen sie immer auf die Uhr, schwebte man mit ihnen durch schöne Landschaften, pflegten sie von vergifteten Flüssen zu sprechen, machte man sich schön und schmückte sich, hielten sie moralische Reden, kurzum, mit denen war nichts anzufangen. Die riskierten nix für die Liebe und machten ein schönes Weib zur bespitzelten Hexe. Sie war es leid. Guckt ihr nur ruhig Fußball, trinkt Bier und kneift weiter den Schwanz ein, wenn es drauf ankommt, ich unterhalte mich derweil mit dem Mond. Der ist mein liebster Gesprächspartner.

Immer hat er tolle Ideen und vor allem widerspricht er mir nicht. Sie richtete so ein, das ihr Bett unter dem weit geöffnetem Dachfenster stand. Zunächst bezog sie ihr Lager frisch mit rotgefärbten Laken auf die sie goldene Blüten gemalt hatte. Sie schüttelte sie die Kissen weich und schmückte sie mit duftenden Frühlingsblumen, die sie im Park gepflückt hatte. Dann zündete sie rings um ihr Bett alle Kerzen an. Zum Glück hatte sie schon den Badeofen geheizt und Wasser eingelassen. Nun streifte sie ihre Alltagskluft ab, stieg in das mit Öl, Milch, Honig, Rotwein und Rosmarin vorbereitete Bad und wusch den langweiligen rußigen Tag von sich ab. Sie wusch auch ihr goldenes Haar, trocknete und kämmte es, bis es seidig glänzte. Vor ihrem Bett gab es einen großen alten Spiegel in dem betrachtete sie ihren schimmernden Körper von allen Seiten. Dann schminkte sie sich und legte allen Schmuck an, den sie besaß. Zuletzt bemalte sie ihren Körper mit fremdartigen Zeichen, Tieren und Früchten. Noch einmal genoß sie ihr Bild vor dem Spiegel und vergewisserte sich ihrer duftigen Schönheit. Dann plazierte sie sich wie ein Bildnis der Alten Meister in ihrem geschmückten Bett, bedeckte sich mit einem zarten Schleier aus gefärbten Mullwindeln, träumte und wartete. Während sie so da lag, konzentrierte sie all ihre Sehnsüchte an diesem Ort und korrespondierte mit dem Mond. Funkelndes Licht ergoß sich im Zimmer, es wurde heiß. Nun, wie hätten da die Götter unbarmherzig sein können, angesichts eines solch kostbaren Geschenks. Sie schickten einen ihrer schönsten, einen geflügelten Dschinn. Er flog durch das geöffnete Fenster herein, der Wind seiner Flügel blies alle Kerzen gleichzeitig aus. Die waren jetzt auch nicht mehr nötig, denn seine Sehnsüchte



und die der Frau erhellten den Raum, so das man jeden Gegenstand sehen konnte, nur war alles wie vergoldet. Zu ihren Füßen legte er sein Federkleid ab. Behutsam zog er den Schleier von ihrem Leib und liebkostete sie, von den Füßen aufwärts langsam und voller Genuß. Sein Atem duftete nach Ziegenbock, Moschus und Ambra. Sie berührten einander mit wachsender Leidenschaft, oft mußte eines dem anderen die Haare aus dem glühenden Mund ziehen. Sein Körper war kräftig und braun und doch waren seine Muskeln wie von etwas Weichem überzogen. Als er in sie drang, schienen sie frei in heißer Luft zu schweben, es roch nach Meer und überreifen Früchten. Alles an ihnen paßte ineinander, als wären sie einander zu gewachsen, Schweiß troff in Bächen, sie spürten es kaum. In seliger Verzückung wurden sie ein einziges, pulsierendes, vierarmiges, vierbeiniges und zweiköpfiges Tier, magmadurchströmt. Als es vorbei war und ihre Schreie die Wolken zerteilt hatten, färbte der Mond sich rot und sie versuchte den Geliebten noch lange mit ihren Schenkeln zu halten. Nun, da sie dies nicht mehr vermochte, stieg sie geschmeidig und noch wie im Trance aus dem Bett und schrieb mit ihrem Lippenstift auf das Spiegelglas den Namen Kolibri. Kuschelnd, schmusend und einander zarte Worte sagend schliefen sie ein, fest umschlungen. Als sie am Morgen erwachte, war er weg. Nur eine Feder auf dem Boden und der Name Kolibri am Spiegel verrieten, das sie nicht geträumt hatte.

Geschwind schaltete sie den Wecker aus, damit er ihr gar nicht erst die Nacht zerreißen konnte. Auch dieses unbarmherzige Ding würde nicht ungeschehen machen, was sie erlebt hatte. Als sie verträumt in den Spiegel sah,

leuchtete ihr ein glückliches Gesicht entgegen, rosig und mit großen sanften Augen. Sie umarmt - Luft, Morgenkühle. Die Haare versucht sie lachend gar nicht erst auszukämmen, dafür reicht die Zeit nicht. Sie flechtet sich ein paar Perlen ins Haar und steckt sie auf, geschickt die dicken Fitze verbergend, geheim. Bah, eine Haarsträhne läßt sie heute lässig raushängen. Pfeifend und eine Spur verwegener gekleidet als sonst, geht sie auf die Straße und trabt, nein tänzelt zur Schicht. Das politische Montagsgespräch, die obligatorische ND Nachplapperschau geht ihr heute am wohlgeliebten Po vorbei, sollen sie doch ihr Kasperletheater abhalten, ich sitze gar nicht hier, ich liege in seinen Armen, ich... Acht Stunden vergehen im Fluge, Großwäscherei wegen großer Klappe, Hemden in die Mangel, Zusammenlegen, stapeln, flicken, was soll's, wenn ihr mich laßt, wird ich doch noch studieren. Mißtrauische Blicke der Brigadeleiterin. Soll sie doch, zu der kommt höchstens noch der klapprige Heizer. So vergehen Tage, Wochen, Monate. Der Dschinn ist in sie gefahren, manchmal umhüllt er sie wie mit einem warmen schönen Mantel, sie spricht mit ihm er spricht mit ihr, doch er ist der Duft ihrer Sehnsüchte, Anderwelt, Luft. Wenn sie ihn nachts ruft klappert das Fenster, verirrt sich manchmal eine weiche Feder in ihr Zimmer, doch nie wieder erscheint er leibhaftig. Vor Leidenschaft glühend schreibt sie ein Beschwörungsgedicht:

## **Sturm**

Ich bin mein Schatten,  
Traumwandlerin, voll  
Geheimnis und du,  
Geliebter, mein körperloser  
Begleiter, Phantom ungestillt  
brennender Sehnsüchte.

Ist es deine Stimme, die  
mit mir spricht, Hoffnung  
einflößt und Liebe gesteht,  
oder nur Phantasie des  
furchtsam rebellierenden  
Weibes, welche irrlichternd  
zu lindern versucht?

Hülle nur, die zu verrauchen  
Droht, Gast den Hiesigen, der  
Alles Notwendige tut und doch  
Nur in deinen Dunstkreis  
Entweichen will.

Geliebter, Geist, Mann  
heißer Dorn in meiner Brust  
Sag, gibt es wirklich keinen  
Weg, dieses, unseres, was  
Immer es ist, zu leben? Oh,  
erlöse mich, Verfluchter, von  
solcher Gewalt!

Wie lange noch kann ich  
mir auferlegen eherne Vernunft,  
ohne schrecklich auszubrechen,  
Lava, die alles begräbt? Komm,  
schick dem Phantom hinzu  
Dich und nur Dich.

Doch er tröstet sie mit süßen Träumen. Die Kraft des erlebten mischt sich mit ihrer Phantasie, ihr Gang ist von Tag zu Tag aufrechter geworden, manchmal wagt sie es sich sogar eine schwer duftende Rose an das häßliche weiße Gزهäubchen zu stecken, unter dem sie auf Arbeit ihr Haar verbergen muß. Sie schwänzt neuerdings Brigadefeiern und zeichnet heimlich mit Nagellack geflügelte Wesen an die weißgrauen Kacheln. Obwohl sie nicht mehr ißt als bisher, gehen die Knöpfe und Rockverschlüsse nicht mehr zu. Auch Gymnastik will da nicht helfen. Eines Tages spürt sie ein zartes Klopfen in ihrem Bauch, wie von einem winzigen Hundeschwänzchen, erstaunt und aufgeregt legt sie ihre Hand auf darauf und lächelt tief, als sie erkennt, das sie bewohnt ist. Welch eine Freude, Welch eine Hoffnung. Eine Weile noch kann sie ihren Zustand unter geschickter Kleidung verbergen, wenn sie auch für ihre Übelkeiten und die leichte Blässe immer Lügen erfinden muß. Das fällt ihr jedoch nicht schwer, es sind ja nur Halbwahrheiten. Sie pfeift sich eins und fühlt sich den anderen überlegen, durch ihr Geheimnis. Bis die wurschteliche Meiern sie vor der ganzen Brigade anspricht und fragt, wer denn der Vater sei. Da lächelt sie

nur verschlagen und sagt: Dein Willi ist es nicht, da kannst du ruhig schlafen. Alle lachen, denn es ist bekannt, das der Willi mehr hinter dem Altenburger Klaren her ist, als hinter den Weibern. Da fragen sie nicht weiter und spekulieren vor sich hin, hinter ihrem Rücken. Inmitten der Wäshedämpfe, Kaffeetassen, Weiberflüchen und Sozialistischen Grüße geht sie behende, wie eine Unberührbare, versunken in zärtliche Zwiegespräche mit ihrem Kind, dessen Namen sie schon weiß. Unter dem Arbeitskittel trägt sie ein langes buntes Kleid. Die Zeit vergeht, ihr Bauch ist schwer geworden, schon geht sie nicht mehr arbeiten und zählt die Tage bis zu ihrer Niederkunft. Vor einer Woche hat sie einen annehmbaren Zekiwa - Kinderwagen erstanden und ihre Schränke füllen sich mit winzigen Sachen und weißen Windeln. Eines Tages ist es dann soweit und man entbindet sie in der Frauenklinik von einem gesunden, drei Kilogramm schweren Mädchen, dem sie eigensinnig den Namen Kolibri gibt. In der Geburtsurkunde muß daneben noch der Name Karin stehen, doch dem schenkt sie wenig Beachtung. Kein Mann kommt sie im Krankenhaus besuchen, nur eine Brigadetante mit einem Strauß roter Nelken. Tapfer geht sie mit ihrer dick eingewickelten kleinen Kolibri durch die verschneiten Straßen nach Hause, wo sie erst einmal Kohlen holen und heizen muß, damit es beide warm haben. Von nun an lebt sie nur für ihr Kind, das ihre Hoffnung ist und ihre Liebe. Einfaches, warmes Glück wohnt während dieser Winterwochen in der kleinen Wohnung, manchmal klirrt nachts das Dachfenster und liegt am Morgen eine Feder im Babykörbchen. Das Kind hat große blaugrüne Augen, die aussehen, als ob sich ein fernes Meer in ihnen spiegelt.

Das sein Köpfchen noch kahl ist, scheint niemandem ungewöhnlich. Es schreit wenig und lächelt der Mutter zappelnd zu, wenn sie ihm Wiegenlieder singt. Eines Tages, draußen wird schon Frühling, streicht sie ihrem Töchterchen, das sie gerade für einen Spaziergang anziehen will, erschrocken über den kleinen Kopf. Dort, wo schon seit langem Haare zu erwarten wären, sind lauter kleine, flaumige Federkiele gewachsen, ebenso an den Schultern und Oberarmen. Oh Kolibri, mein Kind, mein schönes Kind, was tun wir, wenn sie dich erkennen. Während ihr ein paar Tränen der Angst über die Wangen laufen, gibt das Kind fröhliche Laute von sich, die wie Mamam und Kolibri -ri -ri klingen und bewegt die Ärmchen wie kleine Flügel. Irgendwo erstet sie Reste von verschiedenfarbigem Gardinensamt und näht dem Kind daraus ein Kapuzencape, welches die Federchen vorerst verbirgt. Die Leute auf der Straße und in den Parkanlagen bewundern ihr schönes Kind. Oft vergißt sie ihre heimliche Angst, angesteckt von seinem lustigen, neugierigem und lichten Wesen. So vergeht ein Jahr, Kolibri lernt Laufen, wobei sie mit den kleinen Armen rudert um das Gleichgewicht zu halten, wie ein Vogel, der seine ersten, ungelenken Flugvorübungen macht. Mit Kolibris ersten Weltentdeckungen, sieht auch die Mutter die Dinge in einem neuen Licht. Sie staunt mit ihr. Gegenüber diesen Geschenken, erscheinen ihr die Muttermühen gering. Doch auch die Federn werden größer, bunt schillernd und glänzend. Verzaubert betrachtet sie das geflügelte Kind, wenn sie es behutsam umkleidet, verlangsamten sich andächtig ihre Bewegungen. Doch dumpf schleicht die Angst sich an, gemeinsam mit dem Tag an dem sie wieder arbeiten muß

um für sie beide den Lebensunterhalt zu verdienen. Eigentlich wäre das nur sechs Wochen so gegangen, doch sie hatte einiges gespart, denn für sich selbst war nicht viel nötig gewesen. Nun hatte sich das Geld in Nichts aufgelöst und aus der Wäscherei fragte man schon an, wann sie wiederkäme. Schweißgebadet wachte sie auf und richtete unzählige Gebete gen Himmel, beriet sich mit dem Mond und rief ihren geliebten Dschinn um Hilfe. Allein, die Anderwelt hüllte sich in tiefes Schweigen, wie immer, wenn es ums banale Überleben geht und suchte sie mit schillernden Träumen zu besänftigen. Doch von denen wird man nicht satt. Also schnitt sie eines abends ihrem Kolibri die Federpracht herunter und sagte ihm, das sei nur, damit sie später kräftiger würden. Das Kind sah sie zum ersten mal mit traurigen Augen an, als sie die Federberge in ein Säcklein sammelte, doch sie tröstete es mit einer lustigen Geschichte und lachte mit ihm, obwohl es ihr innerlich das Herz abdrückte. Dann nähte sie bis tief in die Nacht an einem weißen Cape und weinte sich in den Schlaf. Am Morgen mußte sie Kolibri früh wecken, draußen war noch schwarze Nacht. Sie rieb die Federkiele mit Öl ein, zog das weiße Cape darüber, hinzu kamen viele beengende Wintersachen, bevor beide hinaus in die schneidende Kälte traten. Sie hob das müde, verwunderte Kind hoch und trug es auf dem Bauch unter ihrem Mantel in eine Kinderkrippe. Dort erzählte sie Kolibri, hier sei es schön, die Tanten seien nett und es gäbe viele liebe Kinder und den Tanten erzählte sie, Kolibri habe eine ansteckende Hautkrankheit und dürfe deshalb sein Cape niemals abnehmen. Kolibri sah ihr durch die Fensterscheiben erstaunt und angstvoll nach. Ihr liefen die Tränen, als sie zur Arbeit rannte. Dort tat sie was man

von ihr verlangte und sprach mit niemandem mehr als nötig, sah nur immer auf die Uhr, die Zeit wollte nicht vergehen. Sie hatte nun Arbeit und Geld zum Leben, doch bestimmt hat sich in diesen Tagen niemand verlässener gefühlt als sie. Das Kind sah sie mit großen Augen an und sie sah, das es zum ersten mal, in seinem Leben gelitten hatte, doch es weinte nicht, denn es war froh wieder bei ihr zu sein, als sie es abholte. Auch sah es verwundert, das sie weinte. Der Sozialismus ist der Fortschritt der Menschheit! stand mit großen weißen Buchstaben auf einem roten Transparent, an dem sie vorübergingen um in der HO das Abendessen zu kaufen. Heute kaufte sie sogar für sich und das Kind Schokolade. So ging es dennoch eine Weile gut, sie gewöhnten sich daran, in zwei Welten zu leben und wenn sie nach Hause kamen lachte und tanzten sie miteinander, erfanden Geschichten und machten sich ein lustiges Leben. Sie nahm dem Kind das Cape ab und beide bewunderten die Pracht der nachwachsenden Federn. Wenn Freunde kamen zog sie Kolibri ein buntes Cape über. Alle bewunderten das Kind und niemand bemerkte etwas. Die Frau lernte allmählich, mit ihrer Angst zu leben und ihr kleines Federkind half ihr, darüber ihre Leichtigkeit nicht zu verlieren. Dieses Geheimnis machte sie zu Verschwörern, denen die Welt scheinbar nichts anhaben konnte. Kolibri baute sich auf dem höchsten Schrank ein Nest und flog am Morgen lachend zu seiner Mutter ins Bett. Die erschrak sich dabei jedesmal fürchterlich, was die kleine Kolibri noch mehr erheiterte. In der Kinderkrippe trug sie geduldig ihr Cape und schlief mittags in einem Gitterbett, wie alle Kinder. Auch bewegte sie sich dort nur zu Fuß, benahm sich artig und angepaßt. Dafür tobte sie sich zu Haus gehörig aus



und trieb der Mutter Schabernack. Da in ihrer Mutter aber auch noch ein Kind wohnte, machten sie zusammen Blödsinn und waren fröhliche Menschen. Eines Tages geschah dann doch das Unvermeidliche. Die Mutter hatte es nicht ein zweites mal fertig gebracht, ihrem geflügelten Kind die Federn herunter zu schneiden und glücklich, wie sie lebten, waren sie allmählich immer unvorsichtiger geworden. Als sie an jenem dunklen Nachmittag ihr Kind abholen wollte, standen da schon die Weißkittel Spalier und nahmen ihre Mäuler voll vermeidlich guter Ratschläge a`la: Wir wollen ja nur das Beste für sie und ihr Kind. Sie wollen doch sicher auch, das ihr Kind später mal keine Probleme hat und ein wertvolles Mitglied unserer Sozialistischen Gesellschaft wird und so weiter. Oh mein Gott, gleich haben sie uns! Unglaublich, was die aus der Idee der Gerechten Gesellschaft gemacht haben, ich will hier raus, schoß es der jungen Frau durch den Kopf. Instinktiv riß sie dem Kinderarzt ihr Kind aus den Fängen und drückte es an sich. Es lächelte arglos und bewegte rauschend die kleinen Flügelarme. Was war geschehen? Dem Kind war beim Spielen die Kapuze des Capes vom Kopf gerutscht. Die anderen Kinder waren außer sich vor Freude, tanzten um Kolibri herum, sangen Vogellieder und versuchten die Federn zu berühren. Kolibri, angetan von solch einem Publikum, war auch noch ein paar Runden durchs Zimmer geflogen. Als die Krippenerzieher hereinkam, erschrak das Mädchen und versuchte sich ängstlich die Kapuze über den Kopf zu stülpen - zu spät. Die aufgeregte Frau informierte sofort ihre Leiterin und Parteisekretärin, die wiederum verständigte telefonisch die Hygiene, die Universitätsklinik und ihre befreundete Kinderärztin, die

auch noch informelle Mitarbeiterin des Mdl war. In kürzester Zeit hatten die ihren ganzen Irrenzirkus aufgefahren, es gab schon einen Einweisungsschein und Fachdispute über das wissenschaftliche Phänomen. Die Mutter hörte nur Worte wie: ... da haben wir doch inzwischen hervorragende operative Möglichkeiten, das wird die Mutter einsehen, wir wollen ja niemanden zwingen, ähm, wie wohl ja die Verantwortung für das Kind auch in den Händen unseres Sozialistischen Staates liegt, ähm... und fort war sie, in panischer Angst rannte sie, das Kind im Arm durch die Straßen, bei jedem Ta tü ta ta versteckte sie sich in Hauseingängen, ein Wunder, das ihr damals nicht das Herz stehen geblieben ist. Erst in der Nacht traute sie sich wieder in ihre Wohnung, sie schob alle Möbel vor die Tür und stellte ihren großen Zimmermannshammer bereit, mit denen sie sonst schnelle Reparaturen ausgeführt hatte. Heute nahm sie das Federkind mit in ihr Bett und verhängte alle Fenster. Im Traum sah sie sich vor einem Auto her rennen, immer das Kind im Arm, es kam immer näher heran, die Scheinwerfer leuchteten grell, schweißgebadet wachte sie immer wieder auf und vergewisserte sich ihres friedlich schlafenden Kindes. Es folgten Tage ungeordneter Flucht und ständig wechselnder Verstecke, einmal verbarg sie ihr Kind unter einer Kanalbrücke im Clara Zetkin-Park, unweit des alten Wehrs. Sie hatte große Angst, das es in dem giftigen Wasser ertrinken könnte, bevor sie mit dem Essen zurück wäre. Doch als sie kam, machte es quitschvergnügte Flugübungen mit den Enten und war zum Glück noch von keinem Spaziergänger bemerkt worden. So ging es Wochen hin, mehr schlecht als recht, doch das Kind war vergnügter als sonst, weil es nun

wieder immer bei ihr sein konnte. Sie aber vergaß oft zu essen und schlief kaum noch und so kam es, das eines Tages vor Erschöpfung ohnmächtig wurde. Als sie erst Tage später wieder zu sich kam, lag sie in einem weiß bezogenen Bett im Hause ihrer Eltern und sah sich vergeblich nach ihrem Kind um. Ihre alte Mutter wirkte unsicher und redete beruhigend auf sie ein, als ob sie eine Idiotin wäre. Wo ist Kolibri, schrie sie, da schlug ihr ergrauter Vater mit dem Stock auf den Boden und sagte fest: Ich glaube, meine Liebe, so ist es besser für alle. Wie du weißt, ist dein Kind nicht normal, kein Wunder, wo du uns bis heute nicht den Namen seines Vaters nennen kannst. Es ist gut untergebracht und die Ärzte tun ihr Möglichstes. Verräter! Feige Bande! schrie sie die beiden an, sprang aus dem Bett, zog sich an und ging, in allen Krankenhäusern der Stadt ihr Kind suchen. Sie fand es auf der Station B5 in Dösen, dem Fachkrankenhaus für Psychiatrie. Sie mußte sich fast gewaltsam Zutritt verschaffen und kam gerade noch rechtzeitig, denn morgen schon sollte es in die Chirurgie verlegt werden. Was bot sich ihr für ein Anblick?! Dort lag sie, ihre Kolibri, mit leeren, ausdruckslosen Augen, man hatte ihr die Federn heruntergeschnitten und die verstümmelten Kiele nicht einmal bedeckt. Die kleinen Arme waren an das Bett gefesselt, damit sie keine Flugversuche unternehmen konnte. Rasend vor Wut und Schmerz band sie ihr Kind los zog es an und stürmte mit ihm im Arm aus der Klinik. Ich habe das Erziehungsrecht für dieses Kind und ich willige niemals ein, in das was hier geschieht! Zischte sie dem protestierenden Personal entgegen und weg war sie. Wie in einem Alp verirrt sie sich mehrmals in mitten der Backsteinernen

Gebäudekomplexe, bis sie endlich, nach eine Dreiviertelstunde, die ihr ewig erschien, den Ausweg fand. Zuhause verbarrikadierte sie wieder alles und erweckte mit lauter sanften, liebevollen Handlungen ihr Kind wieder zu seinem inneren, lichten Wesen zurück. Dann nähte sie ihm ein neues, prächtiges Cape, in den Farben der Federn und polsterte es mit weicher Wolle aus. Das zog sie dem Kind an und zeigte ihm im Spiegel, wie schön es damit aussah. Schon in wenigen Wochen sind deine Federn wieder nachgewachsen, mein Schatz und dann bist du schöner und stärker als zuvor, liebes Kind, sagte sie zu Kolibri und herzte und küßte sie. Nun wurde es aber höchste Zeit nachzudenken und dann schnell zu handeln. Sie entzündete alle Kerzen in der kleinen Wohnung, legte eine Schallplatte, von Vivaldi „Der Frühling“ auf und schon bald wußte sie, was sie zu tun hatte. Etwas Geld hatte sie noch. Sie löste ihre Wohnung auf und verkaufte alles was sie hatten, bis auf das wenige, was sie unterwegs brauchen konnten. Dann fuhr sie mit ihrem Kind nach Berlin, mietete pro Forma ein kleines Zimmer und stellte dort, wo sie sicher sein konnte, das die Behörden sie noch nicht kannten, den Antrag auf ein Dreißig Tage Visum mit Durchreisevisum für Ungarn und Rumänien für zwei Wochen Urlaub in Bulgarien. Als sie nach mehreren Wochen endlich das Visum erhalten hatte, stellte sie sich mit ihrem Kind, die wenigen Sachen, die sie noch hatten trug sie in einem kleinen Rucksack, an eine der zentralen Ausfallstraßen und wurde schon bald von einem Trukfahrer, der Zigaretten in die DDR transportiert hatte, mitgenommen. So war sie in dem Land, in dem sie aufgewachsen war, in eine Situation geraten, die sie in eine nahezu ausweglose

Isolation gebracht hatte. Sicherlich hat es auch in ihrer Nähe vertrauenswürdige Menschen gegeben, Hände. Doch verschreckt, wie sie war, hatte sie niemanden dieser Art wahrnehmen können, geschweige denn, sich ihm eröffnen. Manchmal ist das innere Gefängnis so gewaltig, wie die äußeren Umstände. Je näher sie der Grenze kamen, um so freier, sicherer und hoffnungsvoller fühlt sie sich. Es war, als fielen ihr Gewichte von der Brust. Fremde Wege können wie ein neuer Anfang sein. Das Ungewisse ist dann weniger bedrohlich, als das allzu Bekannte. In Zinnwald mußte sie mit dem Kind aussteigen und zu Fuß die Kontrollen passieren. Alles ging problemlos. Im Tschechischen Grenzort wartete sie auf den Truk, stieg mit Kolibri ein und sie fuhren durch ein freundliches Land, dessen Bauwerke, gleich denen in der DDR, durch den langsamen Verfall, dem man sie preisgegeben hatte und das üppige Grün, von morbider Schönheit waren. Das Kind war still in ihren Armen und staunte die vorbeifliegenden Bäume an, denn es war vorher noch niemals Auto gefahren. Zärtlich spürte die Frau weiche Federkiele unter der kleinen Kapuze und strich sacht mit ihren Fingern darüber. Auch mit dem Truckfahrer hatten sie Glück. Warmherzig und wortkarg, wie er war, gehört er nicht zu denen, die sich die Reise mit erzwungenen Naturalien bezahlen lassen. Wahrscheinlich war er Familienvater, denn er schenkte dem Kind Süßigkeiten und hielt an, wenn es mal raus mußte. In seiner Nähe fühlten sie sich anonym und sicher. Nachts schlief er auf den Vordersitzen und überließ ihr mit dem Kind die geräumige, überdachte Ladefläche. Als sie eines Morgens erwachte, fand sie eine der wohlbekanntesten Federn in ihren Händen, zu groß, als

dass sie von ihrem Kind hätte sein können. Seit diesem Tag trug sie wieder ihren warmen, unsichtbaren Dschinnmantel, der aus den Liebessehnsüchten der Menschen gewebt ist und ihr erschrockenes Herz kam langsam zur Ruhe. Sie beunruhigte sich nicht einmal mehr, wenn Kolibri früh durch den Ladecontainer flog und lachte. Schon bald kamen sie an die Rumänische Grenze und mußten wieder aussteigen. Oh Gott, jetzt brauchte sie ihren Dschinnmantel und die erlernte Fähigkeit, neben sich zu stehen und die handelnden Personen wie sich selbst als Schauspieler in einem Film zu beobachten. Es war Nacht, als sie sich den Grenzbauten näherten. Man empfing sie schwer bewaffnet, uniformiert. Kalaschnikovs drohten unmißverständlich und der harte, humorlose Ausdruck dieser verschlossenen Soldatengesichter war eindeutig. Kolibri schrie und weinte vor Angst und klammerte sich an ihr fest. Das Kind spürte wohl ihre Furcht und erfaßte intuitiv den Ernst der Situation. Sie streichelte es und trat tapfer auf die Militärbeamten zu, alle Muskeln angespannt, Ausweis und Visa-Papier in der Hand. Sie prüften die Papiere eingehend und musterten die Frau von oben bis unten. Dann bedeuteten sie ihr mit dem Gewehrlauf, alles auszupacken, was sie in ihrem Rucksack trug. Schamröte stieg ihr bis in die Haarwurzeln, als sie auch noch ihre getragene Unterwäsche vor ihnen ausbreiten mußte. Die Soldaten wühlten mürrisch in allem herum, denn sie fanden weder verbotene Bücher, Devisen oder Zeitschriften. Eine Bewegung des Gewehrlaufs bedeutete ihr alles einzupacken und weiter zu gehen. Sie stopfte hektisch und schwitzend mit einer Hand alles wieder an seinen Platz, ohne das jammernde Kind loszulassen, nahm

die Papiere und zwang sich, langsam weiter zu gehen. Wenig später betrat sie die Stadt Arat, wo der Truckfahrer ihr freundlich zulächelte. Sie beschlossen die Nacht hier zu verbringen. Kolibri beruhigte sich endlich in ihren Armen und schlief ein. Als sie am Morgen erwachte, flog ein schnatternder, lachender Kolibri durch den Laderaum und hatte Mühe, sich nicht an den beengenden Containerwänden zu stoßen. Das Mädchen nahm Sachen und kleine Gegenstände mit sich und ließ sie von oben auf seine Mutter purzeln, um sie zu wecken. Als sie angezogen auf die Straße traten, schien die Sonne. Bauern mit Pelzmützen, bettelnde Zigeunerinnen, Zeitungsverkäufer, rumänische Worte. Ernste verhärmte Gesichter der Alten, schöne Frauen mit Goldschmuck - Leben. Sie stiegen ein und fuhren durchs Land, einer Zukunft entgegen, von der sie keine Vorstellung hatten, offen und freudig.

Siebzehn Jahre später. Kolibri war zu einem schönen jungen Mädchen herangewachsen, mit einem geheimnisvoll vogelartigem Ausdruck in ihren Bewegungen. Die Mutter war gealtert, doch von ungebrochener Kraft. Sie lebten in Melnik, einem bulgarischen Ort unweit der griechischen Grenze. Hier, in der Gegend der abgeschnittenen Hügel und der Griechischen Landschildkröten herrschte ein warmes, südliches Klima. Die Menschen waren gastfreundlich, man konnte mit ihnen leben, wenn man kein Türke oder Zigeuner war. Die Frau erinnerte sich manchmal noch ihrer abenteuerlichen Reise hierher. Die hohe Straße durch die Serpentina des Transfokorosch, herumziehende, verarmte, mit Gewehrkolben davon



getriebene Zigeuner, Straßenhunde und Frauen, die auf Pferdewagen, Slawische Lieder singend, von der Feldarbeit nach Hause fuhren, bunte Kopftücher im Wind. Ohne weitere Probleme an der Bulgarischen Grenze waren sie hier angekommen, fast ohne Geld, mit dem Wenigen, was sie hatten und voller Hoffnung. Ein Deutschrumäne aus Hermannstadt, der aus einer Pfarrersfamilie stammte und den die Liebe hierher, nach Melnik verschlagen hatte, nahm die beiden mit seiner Frau herzlich auf. Sie fragten nichts, bewirteten die erschöpfte Frau und das Kind und warteten, bis sie von selbst erzählten. Natürlich konnte den Leuten nicht verborgen bleiben, dass Kolibri manchmal durch das Zimmer flog und leuchtend bunt gefiedert war. Sie nahmen als ein Wunder, das ihrem Haus Glück brachte, denn sie waren kinderlos geblieben. Kolibris Mutter half im Haus und wurde Bäuerin. So hatten sie immer gut zu essen. Als Kolibri größer wurde, war klar, dass man sie sicherheitshalber nicht in die Schule schicken würde. Doch der Mann war Lehrer und unterrichtete sie im Haus. Bald half sie auch den Frauen in der Küche und auf dem Feld. Dabei unterhielt sie alle mit ihren fröhlichen Gaukeleien. Beeindruckend war an dem Kind, das es die Welt immer aus der Vogelperspektive sah und damit alles schwere und triste immer leichter wurde. Dennoch lebte Kolibri in herzlichem Einvernehmen mit den Menschen, die sie liebte. Wenn sie nach draußen ging, trug sie lange Kleider und ein Kopftuch, wie viele Frauen hier und fiel nicht weiter auf. Man erzählte sich im Dorf, sie trüge unter den Kleidern Flügel und als sie heranwuchs, gab es nicht wenige schöne, stattliche Burschen, die das gern herausgefunden hätten. Doch



Kolibri schenkte ihnen wenig Beachtung und nahm auch nicht an ihren Tanzfesten teil, weil sie nachts immer ausflog und erst in den frühen Morgenstunden mit zerzausten Federn zurückkehrte, wenn alles noch schlief. Was sie auf ihren nächtlichen Ausflügen erlebte, hat niemand erfahren, auch nicht, das sie kaum Schlaf benötigte. Allein ihre Mutter bemerkte, das ihr erwachsen werdendes Kind zunehmend weniger in die hiesigen Verhältnisse passte und still für sich immer unglücklicher wurde. Rhodes rang lange mit sich, bis sie eines Tages einen Entschluss fasste. Mit bedeutungsvollen Gesten bat sie Kolibri, etwas Wegzehrung zusammen zu packen und sagte, dass sie eine Wanderung mit ihr unternehmen würde. Herzlich verabschiedeten sie sich von den beiden guten Leuten, bei denen sie all die Jahre gelebt hatten. Diese hatten wissende Gesichter und umarmten Kolibri fest und lange, als ob sie ahnten, dass sie das Mädchen nie wieder sehen würden. Arm in Arm blieben sie zurück, mit Tränen in den Augen. Mutter und Tochter stiegen zwischen den Schafherden das Pyringebirge hinauf. In den zeltartigen Unterkünften der Schäfer fanden sie ihr Nachtlager und Milch und Käse dazu. Der Anstieg dauerte drei Tage, bis Bäume und sogar Sträucher aus der Landschaft verschwanden. Mutter und Tochter gingen herzlich miteinander um und brauchten kaum Worte. Der Name Kaiman ward lebendig in ihnen und Rhodes erzählte ihrem, inzwischen erwachsen gewordenem Kind die Geschichte jener Nacht. Eines Abends, als die Sonne unterging und die klare Nachtkühle, welche im Kontrast zu den heißen Tagen hier Minusgrade erreichte, sich schon vorbereitete, erstiegen sie einen hohen Pass. Oben angekommen hielten sie inne, umarmten sich zärtlich und

nahmen wortlos Abschied voneinander. Kolibri warf all die beengenden Tücher von sich und breitete ihre prächtigen Schwingen auseinander. Sie ordnete die Federn ihres Kopfes und stellte sie zu einer wunderschönen Krone auf. Dann erhob sich ein lauer Wind und sie flog davon, dem roten Sonnenball entgegen.

## **Leise rieselt der Schnee**

Eine Katze sitzt wie  
Ein Pinguin auf  
Der Wiese an reifbemaltem  
Waldrand in  
Dezemberdeutschland  
Kühl streift Sonne ihr  
Fell, die Räder rollen weiter ein  
Häusler hat Holz gemacht mein  
Sehnen ist in den Süden  
Emigriert, Sinte,  
komm und lass uns ziehn die  
Casparistraße entlang bis  
Am Ufer des Ganges ein  
Schmetterlingsheer küsst mein  
Ungekämmtes Haar.

Götter! Schweigt und lasst es  
Bald geschehen!

# **Suramdilils Gefolge**

*gewidmet Else Lasker - Schüler  
und den Suramdilils aller Zeiten*

## **Prinz Jussuf von Theben**

Mit „mein Prinz“ rufe ich dich an, wiewohl du weiblich mich umstrahlst; Androgyne, Sappho, Mutter, erweckende. Blauschwarzer Strahl deiner Worte, der mich umgibt, berührst mit pochendem Atem, was da hundert Jahre schlief: im Traum donnernd, bäumend wundschlug an steinernen Hüllen täglicher Funktion. Hab Dank und verweile, zerflohener Geist, läufige Färse, von hundert Männeraugen gebrannt. Laß mich dein Ohr mit klimpernden Goldfitter behängen, seine Tonbäche seien dir Heimat, knarrende Tür. Silbrige Elefanten tragen dich mir zu, Zwiegespräche schaukelnd. Mach mich zum Werkzeug deines Unfriedens, damit den Sand deiner Spur ich trage, an meinen Füßen ins neue Jahrtausend.





## Die Ruhelosen

Es gibt sie seit Jahrtausenden; sie denen ihre Kultur und Familie so eng wird, daß sie mit den Zigeunern ziehen möchten, wiewohl sie ohne Wurzeln nur die Blühdauer einer Rose im Wasserglas haben. Die heftigsten unter ihnen haben die Seele eines Raubvogels. So brechen sie aus, mit kriegerischem Blick, eine Sonne suchend, die viele von ihnen verbrennen wird. In manchen Zeiten machen sie Revolutionen, in anderen folgen sie, die Pferde antreibend, dem zitternden Flug einer Schwalbe. Sie verstehen sich mit den Augen, Kulturunterschiede, Religion und Herkunft entzweit sie nicht, ein Blick genügt, ein Lächeln. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich sie ein zahlreiches heimatloses Volk bilden, gemischt aus allen Rassen. Auch die sich nie begegnen wissen umeinander. In vielen Ländern jagt man sie und benennt ihr Tun als Ketzerei, Landstreicherei, Wahnsinn. Man fürchtet ihren freien Gang, die lodernden Augen (böser Blick) und die häufige Untauglichkeit für gesellschaftlich nützliche Verrichtungen. Nur wenige von ihnen sind gute

Diplomaten. Dafür tanzen, singen, schreiben und malen sie um so besser, wenn sie an einem Ort innehalten. Sperrt man sie ein, werden sie grau und garstig. Damit das niemand sieht, baute man überall in der Welt große Häuser mit Gittern vor den Fenstern, darin sie verzweifelt auf den Tod warten. Dort sitzen sie teilnahmslos, erstarrt in dem Augenblick, da sie gefangen wurden. Ihre Seelen jedoch fliegen des Nachts zu den Völkern, deren Schamanen ihre Vorfahren einst waren. Mit dem Leben verbindet sie nur noch ihr, bis zur Häßlichkeit verfallender Körper, in Erwartung der dürftigen Mahlzeit. Die Tore aufzuschließen und königliche Mahle mit ihnen zu bereiten, hat eine Stadt auch mich angestellt. Ende dieses Jahrtausends verlangt es einige Stadtväter danach, ihr Gewissen zu erleichtern, denn es bringt ihnen nachts Übelkeit und Erbrechen.

Im Traum erschien mir Suramdilil, der Zigeunerkönig in verlumpter Pracht. Sein scharlachfarbener Seidenmantel hatte Brandlöcher, der Krone fehlten zwei Steine, auch war sie etwas verbogen. Der Falbe, der ihn trug, hatte zwei Zähne verloren. Es roch nach Pferdemit und Moschus. In Suramdilils verfilzten Locken nistete ein Schwalbenpaar. „Was tust du hier, Gefangene!“, sprach er mich an. „Du suchst mit deinen Augen das Licht hinter den Wolken, doch deine Hände und Füße dienen den Verwirrten. Zieh mit uns, damit du das Tanzen nicht verlernst!“ Oh, wie meine Beine hüpfen und die Hüften sich zu wiegen begannen! Doch als meine Lippen sich zum Sprechen öffneten, hörte ich mich antworten: „Noch nicht. Diese hier müssen erst wieder gehen lernen. Zwar sind die Tore weit geöffnet, doch die Erstarrung löst sich nur langsam. Eines Tages werde ich dir folgen, mit



ihnen.“ “Sieh, wie verkommen sie sind!“, antwortete mir der König. „Sie spucken und schreien und sind einer des anderen Feind.“ „Auch dein Volk hat auf der Wanderschaft viel verloren, denn gelagert habt ihr überall nur kurz. Geh, such inzwischen deine Sprache, die zwei Diamanten aus der Krone und die fehlenden Zähne deines Pferdes!“ „Ei folge mir nur bald! Bevor deine Glieder ihre Biagsamkeit verlieren und du das Tanzen verlernst!“, rief er mir zu und ritt in gestrecktem Galopp davon.

Eine goldene Staubwolke war alles, was mir von ihm blieb.

## **E.L.S.**

Schwarzblaue Worte, rubinrote Tropfen ausklingend. Von Nüssen und Äpfeln seiend, Liebe ausatmend in jedem Vers. Empfindsame Haremsfüße, wundgeflohen, verewigt in den Kneipengerüchen Berlins, den Bierpfützen, Fettflecken des purpurnen Kinosofas. Prachtvoll angetan, funkelnde Glöckchen, Prinz von Theben, geschwärzter Malik, ein Sehnen, ein Weben. Zigarrenrauchvernebeltes Gefolge; flüchtig markant, umringt die Sphinx der großstädter Elefantentpfade bis fällt das Hiersein wie ein Blatt. Hexe, den Laternenpfahl umklammernd. Himmelblaue Herzwand, perforiert, soo ausgeströmt. Liebesleid-Rhythmus tanzend durch den Nichthimmel der Nachgeborenen, sandig glühende Spur.

# **Petrus Suramdilil Polansky**

Er hat einen Kern aus Feuer, wie die Erde, in deren Landschaften er wandern muß. Wenn er seine etwas schräg sitzenden Augen zu Schlitzen zusammenkneift, ist es, als habe er Angst zu explodieren. Die hat er auch und hüllt sich deshalb täglich in einen Asbestoverall, über den er Anzug, weißes Hemd und ein lustig buntes Kravattchen trägt, als Blüte seiner Tagesstimmung. Den ungestümen Kopf beschäftigt er mit mathematischen Berechnungen, bei denen ihm ein Laptop hilft, welches gleichzeitig den Blick schützt vor all zu reizvollen Ablenkungen. Zugelegt hat er sich einen kecken Machogang, der verbirgt, das Petrus ein tanzender Berg ist, von Wurzelknollen überwuchert. Auf dem Klo liest er Börsenzeitungen, auch um den wilden Phantasien seines Geschlechts Einhalt zu gebieten. Sein Großvater, der Hofnarr des Kaisers Franz Josef hatte es besser; er genoß ungetrübt die Freigiebigkeit draller Hofdamen, denen er freilich die jüdischen Töchter und schlanke Zigeunerbastarde vorzog.

Petrus's Sehnsucht nach Landschaft, die ihm ähnlich sei trieb ihn nach Afrika, wo er immer wieder sein muß. Das Laptop verhindert auch hier das „Schlimmste“. Er träumt sich einen Harem, liebt jedoch eine launische, schwarzafrikanische Katze, die auf hohen amerikanischen Schuhen ihren geschmeidigen Gang verlernt hat. Nur selten kann er sich ihr ungestraft nähern, denn sie übernimmt die Stellung, die Kaiser Franz Josef früher für seinen Großvater einnahm. Das eingesperrte Dynamit macht ihn ungelent. Sein Deutsch klingt wie ein stockendes Englisch, wiewohl es Blüten und Gerüche malen kann. „Das letzte Krokodilfleisch war exzellent angemacht, wenn auch ein wenig trocken.“ Ruhe findet er nur in der Nähe von Vulkanen, denn die sind seine Verwandten. Besonnen wünscht er sich eine Geisha, die, bekäme er sie, ihn doch zu Tode langweilen würde. So prüft er täglich den Zustand seiner Asbestkleidung, wartet auf seine Stunde; vierzigjährig und vierjährig, die er zugleich fürchtet und herbeisehnt. Sollte er nicht bald zerbersten und ganze Völkerschaften unter seiner Lava begraben, wird seine Hütte inmitten von neun runden Frauenhütten in einem afrikanischem Dorf stehen. Jede der Frauen wird seine versteckte Glut anfachen und ein Stück des Asbests abtragen. „Heinrich, der Wagen bricht!“, wird er ausrufen und dann einen Kriegstanz vollführen, der die verschlafenen Geister durcheinanderwirbelt, wie düsseldorfer Herbstlaub. Seine Weiber aber werden ein Feuer entfachen und darüber einen riesigen Kessel Wasser erhitzen. Dann werden sie den Verzückten ergreifen und hineinwerfen. Eine jede von ihnen wird ihren Teil essen, die jüngste erhält das beste Stück. Aus den Knochen aber werden sie einen Tempel

bauen, während ihre Bäuche sich runden. Immer wenn eine junge Frau daran vorübergeht, wird eine gewaltige Sehnsucht sie in sein Inneres treiben. Jede dritte wird darin verdorren, die Gebeinsäule umarmend und jede siebente wird eine seiner Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen sein.

Doch fürchtet euch nicht. Er hat immer eine Zahnbürste dabei und seine Eigenarten sind die eines Deutschen.



Frankie Suramdilil Peter-Hille - Entsch

## **Frank Suramdilil Peter-Hille-Enkel**

Hager, verbraucht, zäh, schütteres, langzottiges Haar und Bart von fahlblonder Farbe, aus grau-faltigem Gesicht glühen die Augen eines Wolfes. Unruhig, gehetzt blicken sie umher, als suchten sie aus jedem Raum den Ausgang. Die Kraft von hundert Jahren in einer Minute verströmend, läßt er den Beobachter über die Anzahl seiner Lebensjahre im Grübeln. Beunruhigende Amplitude uferloser Lebens- und Todessehnsüchte. Oh, wären seine Arme doch gefiedert oder hätte der Schöpfer ihm Räder unter die Füße montiert! Damit das "kleine chinesische Tier" seiner tausendjährigen Seele nicht die Hüllen zerberste, braucht er schnelle Züge, Papier und Stift. Ein schmuddeliger Einkaufsbeutel beherbergt die zerknüllten Manuskripte. Bis zum Ellenbogen verschwindet sein Arm in diesem raschelndem Abgrund, einen Fetzen herauswühlend, von dem er den am Feuer harrenden liest; gewandteste Sprachspiele, vermengt mit Blut. So wie er geschlossene Räume haßt, sehnt sich sein Wesen nach Haus und Weib; Tempel, die er mit Licht füllen möchte und in denen ein Ankommen wär. Doch weder Häuser noch Frauen blieben ihm bisher lange treu, verschreckt von solch unsteter Lebensart. Kurz verweilend führt er, eben noch offener, beobachtender Reisender, fast aller

slawischer Sprachen mächtig, die schillerndsten seiner Bekannten zusammen an riesigen Feuern. In seiner Nähe werden ihre Gegensätze schöpferisch. Befreundet machen sie weiter. Doch, kaum naht des Festes Höhepunkt, treibt es ihn, Haus und Hof zu verkaufen und weiter zu suchen. Frauen, Lichtpunkte, die den verwundeten nährten, verblassen schnell und bleiben am Wegrand wie Heu, schmerzhafter Ballast im unerschöpflichen Sack seiner Geschichten. Ausgebrannt treibt es ihn weiter, als sei er der „Ewige Jude“ oder der Schatten eines Toten, der nicht gehen darf, bis der Fluch gebannt. Doch schöne Frauen, Gebirgstäler voller Königskerzen, Bäche, tanzende Zigeuner und ihre Musik saugt er auf wie ein Schwamm und gewinnt wieder an Volumen. Dann werden die unsichtbaren Pferde seines Planwagens ruhiger, sie gehen im Schritt. Alles beherrschend taucht er auf, einen Stein ins Fenster werfend. Seine Wolfsaugen aber quellen über von abenteuerlich-magischen Erlebnissen, die sich in die Kammer ergießen wie aus einem großen Koffer. Verbrauche ich mich vergehend bei den Verwirrten und kein Suramdilil erscheint mir im Traum, blicke ich aus dem Fenster ins scheinbar Leere und sehe ihn umherziehen. Dann ist kein Raum mir zu eng denn mein Innerstes füllt sich mit Weite.



# **Grandella Sappho**

## **Suramdilil**

Weißgebrannt im Ofen einer gescheiterten Liebe, wie ein Tongefäß aus den Gesängen von Gabriella Mistral. Zäh kämpft sie um Konzentration auf einen Punkt. Auf ewig das Kind, das man mit sieben Jahren in die Welt der Erwachsenen verstoßen hat, schlüpft sie, je nach Laune in eine ihrer sieben Existenzen; ein Rollenspiel das zerbrechliches verbirgt. Kobaltblaue Augen bestimmen ein zart-energisches Gesicht, gerade mit soviel Fleisch, wie nötig, um den schmalen Schädel zu bedecken. Dunkle Schatten malte das Leben um diese unvergeßlichen Augen, die die eines entsetzten Kindes sind. Schauen sie in das Anlitz eines bärenhaften Mannes, senden sie verschämt gespielte Unschuld. Der strenge Knoten der elektrisierten Haare löst sich in weiche Strähnen. Erwidert er diesen Blick, warm in sich ruhend oder gar begehrllich, schwindet die nervöse Stute zitternd in der Landschaft und fliegt schließlich als Schwalbe davon. Verwundert reibt er sich die Augen, Gesichte vertreibend. In ihrer Tantra-Symbol-bemalten Höhle klirrt die gläserne Luft vor Einsamkeit. Sehnsucht verzehrt den Rest des zum Kinderkörper zurückschwindenden Leibes. Tapfer traut sie sich täglich hinaus, um Sanskrit zu studieren und mit den potentiellen Objekten ihrer Begierde zu spielen. Ein auf der Straße verendeter Vogel läßt sie zu Tode erstarren. Von Männerliebe verletzt, nähert sie sich

Frauen, deren Sinnlichkeit pflanzenhaft treibt. Tiefe Freundschaften werden möglich. Besitzergreifend, duldet sie keinen Nebenbuhler, der das Kleinod ihrer Aufmerksamkeit zerstören könnte. Manchmal durchströmt sie eine finstere Energie; sie wünscht sich in kriegerischem Rausch auf einem schwarzen Rappen zu Tode zu galoppieren. Ihr Vagabundenblut treibt sie, unvermittelt die Tür zu verschließen und monatelang fremde Länder zu durchstreifen, wo sie verzweifelt ihre erahnten Ursprünge sucht. Braungebrannt und in kostbare Tücher gehüllt kehrt sie zurück - eine Fremde. Während sie den Himalaja erstieg, geriet sie in die Totenverbrennungszeremonie ihres Bergführers. Seither sind Pflanzen ihre einzige Nahrung, zubereitet ohne jeglichen Genuß. In einer kalten Winternacht ist das weiße Gefäß in tausend Stücke zerborsten, denn es ertrug die hart aufschlagenden Flammen in seinem Inneren nicht mehr. Keiner war da, der Lebenswasser versprengend dies verhindern konnte, denn sie war vor allen geflohen. Ohne diesen bergenden Halt wandert sie nun uferlos, in ständiger Angst vor den verfolgenden Scherben. Auf jede ist das Bildnis eines ihrer teuersten Freunde gemalt. Ihre Höhle ist verwaist und sie unauffindbar. Mit viel warmer, feuchter Liebeserde müßt ihr sie zusammenfügen, wenn ihr sie trifft. Sie ist ein funkelnder Komet, der uns allen leuchten kann.

# Giuliano Bismillerian Suramdilil

*(für Giuliano Asti)*

Im Morgengrauen besteigt er ein Schiff. Wohlverpackt, auf dem Rücken trägt er seine Habe und Essen für drei Tage. Den rotgoldenen beschlagenen Renaissance - Schrank öffnet er mit Reißverschluß, ihm stolz zwei Holzkästchen mit Zigarren entnehmend, billige und gute, für Sonntags. Unter breitkrämpigem Strohhut ein Prophetengesicht, kaum gedämpft durch volle, schwarz-graue Haarsträhnen, an denen der Wind aus verschiedenen Richtungen zieht. Wie in Bruyère gegraben, vielleicht vom Sturm auf Deck, sind Nase und Stirn, Täler und Furchen wüstensonnengebrannt. Eingelassen die Augen, Seen dunkeltief. Greifenkrallen, Samtüberzogene. Die Linke korrekt mit Paß und Papier. Die Rechte wiegt den Geigenkasten, eingehüllt, ins kostbar rotweinfarbene Zeug: eine kleine Gitarre und das Diridum, mit glänzender Halterung für den Hals. Im nächsten Hafen wird er an Land gehen, sich eine neue Hose kaufen und eine Jugendherberge finden für ein Bad, frische Wäsche, Rasur. Sollte das Geld ausgehen, wird er sich unters Stadtvolk mischen, auf einem belebten Plätzchen

innehalten, sein Kostbares aus dem Futteral wickeln, die Saiten zupfen, anschlagen, Chansons von Edith Piaf werden hingebungsvoll zitternd aus seinem Schnabel fliegen, manchmal ein wenig krächzend, doch tragend. „Ev'ry body like ice cream“ wird folgen oder „Chinatown“, irgendwann ist der Strohhut gefüllt, die Stimme heiser, neue Freunde begleiten ihn, Einladungen, Feste, Sessions, Frauen, ein Schiff im Morgengrauen, ein Bus, ein Zug. Jetzt jedoch ruht alles, Gepäck neben Sitz. Kaffee trinken und Reden, stundenlang. Beim Sprechen verbraucht er sich maßlos, denn es kostet Kraft, fliegende italienische Gedanken einzusperren in deutsche Sprache. In Mailand, der Stadt, die ihn gebar, gibt es noch immer eine kleine Wohnung, die er einmal im Jahr aufsucht, um auszuruhen. Sechzehnjährig, zog es ihn mit einem Freund in die Welt, auf die Straßen, weg vom satten, hektisch-gleichförmigen Familienleben, wohin der andere schon bald tränenüberströmt zurückkehrte. Bismillerian jedoch, fand unterwegs sein Leben, so wie noch immer, nach über vierzig Jahren. Auch das Vagabundieren muß man lernen. Kinderaugenstaunen. Sprachen kennen, wissen, wo Wasser, Essen, schlafen billig zu haben. Siehst du, hätte ich als Kind nicht musizieren gelernt, was glaubst du, würde ich essen? Trampe zwei Tage mit einem Aborigines durch Australien und du lernst mehr, als wenn du drei Bücher hintereinander liest. Einsam? Bin ich nicht. Überall sind Frauen Kinder, Freunde. Gibt es irgendwo Probleme, kein Problem: Ich ziehe weiter. Unsere Seele ist eine Lampe. Trifft man Liebe oder Freundschaft, hat eine gute Zeit, ein gutes Gespräch, ist das wie Öl und sie wird uns auch in dunklen Zeiten leuchten. Religion ist, mit Beduinen durch die Wüste gehen. Zwei Tage bist du

erschöpft, aber dann... Er findet sofort den kleinen Band seiner Dichtung mit Namen „BISMILLERIAN“ und liest. Oder singt? Es liegt wohl dazwischen:

## **Oboen und Minze**

*von Giuliano Asti*

Oboen  
und Minze  
unter  
den Zelten  
der Tintenfässer  
Safir und Glas  
geschmolzen,  
längs der Ockerwege  
der Geräusche.

Oboen  
und Minze  
jenseits  
der Berge  
und

keine  
andere Spur  
oder Mimik  
von Astronomen;  
um den Schotter  
zu überleben,  
aber  
nur  
versteinerte  
Seesterne  
und Savannenleere:  
Lavitation  
und  
allerletzte  
Milderung,  
saharische  
von  
Oboen  
und Minze:  
Tintenfässer  
und Zelte  
aus  
Safir und Glas  
geschmolzen.

Er sieht auf, Stille unverklungen und hat Wüstenaugen. Dann öffnet er den Sack und bricht mit uns sein Brot. Hat auch jeder ein Stück Käse oder Salami dazu? Möchtest du noch Wein? Bilder, eingedrungen in mich. Silhouette eines Mannes mit Hut und Geigenkoffer in Venedigs Schluchtgassenfluchten. Plötzlich innehaltend. Setzt sich ans Steinufer eines Kanalarms. Verfluchende Touristenblicke. Gondolieriarien ihm zur Ehre. Abschied. Tieftraurig. In meiner Tasche: BISMILLERIAN. The Blues of Poesie. Magische Wortmusik. Im Gehen. Wehen. Weh. Mut. Sein. Lampenöl.

# **Luzifer-Suramdilil- Toltepec-Ahasverus**

In diesem Leben Maître Don Carlos, gemeißelt wie ein alter Toltekengott aus dunklem Vulkangestein, dessen Inneres weiterglüht und der auf Grund maßloser Sinnlichkeit das hiesige Leben nicht überwinden kann, wiewohl er es verachtet. Innerlich im Schloß des Marquis de Sade wohnend; ein Stück Mauer davon bewahrt er sorgsam in einer Camembertschachtel. Meist wühlt er in deutschen und französischen Bibliotheken oder Archiven und findet, zwischen zwei Tassen Kaffee, die Augen begehrtlich auf dem schönen Hintern der Archivarin ruhend, eine vergessene Schrift von Robert Hertz. Vom Nietzsche-Berg herabschauend auf das „Gezwerge“ und es gelegentlich mit Kot bewerfend, forscht er unermüdlich in den Werken der französischen Soziologieschule des Marcel Mauss, um sich dann dem Besessenheitskult der afro-brasilianischen Völker zu nähern. Antichrist, Philosoph durch und durch, opfert er sein Leben der Theorie. Das deutsche Dämmerlicht läßt seine Züge weicher erscheinen, mildert jedoch nicht das Magmaglügen der schwarzen Augen. Mindestens fünf Wandersprachen mächtig; zieht er durch Leipzig wie Tschingis-Khan unter der Glasglocke. Zwar ist er geizig wie ein alter Jude, doch Frauen und pikante Speisen betet er an und frißt sie mit Leidenschaft. Magenverstimmungen sind bei kräftigen Naturen nicht



von Dauer. Ein gewaltiger Oberkörper, behängt mit üppigem Bauch, darin beiderlei Gerichte zu barocken Geschichten verdaut werden, stehen auf zarten Beinen, deren Muskeln aus Bücherrücken bestehen. Noch tragen sie ihn weit, wiewohl er sich nach einem dunklem Kellergewölbe sehnt, reichlich versehen mit surrealistischer Kunst und erlesenen Hetären. Alle drei Monate bricht in Ermangelung dessen der Vulkan gewaltig aus und muß drei Tage mit Whiskey gelöscht werden. Dann lebt seine Seele in finsternen Grüften, Kommunikation haltend mit Toten: Cortazar, Breton, Lautréamont, Paz... und doch schleicht dahinter sich an: eine dumpfe Sehnsucht nach Heimerde und Mutterschoß, wenn auch beides nur für Päderasten geschaffen. Ob er, der Mestizenjunge mit Marañosblut eines Tages wieder durch Antigua streift, beladen mit den Schriften der großen Welt und toten Frauenleibern? Auf den ausgetretenen Stufen einer Kathedrale, im Schatten einer Bruderschaft sitzt die alte Mayafräule mit grauen Zöpfen und spricht zu ihm: „Nun, Junge, bist du heimgekehrt und bist weise?!“ Endlich, das heiße Wasser seiner Augen darf verdampfen mit dem Weihrauch.

# Jacobo Phönix

## Suramdilil

Er ist ein zum Mann gewordener Vogel, ein Quezhual, dessen Federn als Farben über das Papier fließen. In Angst, der dunkle Fuhrmann könnte ihn zu früh seiner Hände, dieser vortrefflichen Werkzeuge berauben, teilt er die Nahrung der Tauben, in einer Dachstube von Paris. Schwarzes Brot mit Sonnenblumenkernen gebacken, ist ihm ein königliches Mahl. Wenige Freunde, mit denen er als Jüngling guatemaltekischer Militärgewalt entkam, um in den trunkenen Musenschoß dieser Stadt zu gleiten, halten ihn gelegentlich für verrückt. Klatschend belächeln sie ihn, Glas um Glas Tequila aufsaugend. Fleischgewordene Religion strömt er aus; vom blauen Stier bis zur Dornenkrone. Urliche macht seine Bilder pflanzenhaft; das Geschlecht der Frau zur aufplatzenden Avocado schwellend, dornig. Einmal jährlich, wenn die Blätter fallen, trägt er ein Büßergewand und die Farben vertrocknen auf der Palette. In sich erstarrt, wird der Himmel um ihn dunkel. Das Fleisch und Blut seiner Lenden war hier, Möbel und Fensterscheiben zerschlagend. Wie ein Fluch ereilt der, aus der Nervenheilanstalt entflohenen Sohn den Vater. In Gewissensbissen und Erinnerungen wühlend, folgt Jacobo seinem Samen in den Leib der Frau, der er nicht nach

Guatemala zurückzufolgen vermochte. Zornentbrannt gab sie das Augenzwinkern ihrer Liebe weg. Verzweifelte Hilfe kommt spät. Suramdilils gebrochener Flügel heilt langsam, während die Frühjahressonne den Luxemburg-Park erweckt. Zäh kämpft er sich aus der Asche, befeuchtet die Farben und malt. Seine Pinsel sind Indios mit schweren Lasten auf dem Rücken. Manchmal verharren sie auf einem Plateau, in Hockstellung, den Oberkörper wiegend und lächeln. Je weiter sie wandern, desto leichter wird ihnen. Heimat liegt nur in der Melodie der Schritte.

## Augenblicke

Fluß der Gewesenen, der Seienden und der noch Ungeborenen in den Straßen, auf den Kanalbrücken; eingehüllt in Motorengeheul und Blütenstaub, Stimmen der endlosen Zwiegespräche in den Träumen der Suramdilils. Normalmenschliche Probleme, Kindheitsalpträume, Kette der Verwundungen und Überlebenskampf kleiden das Wunderbare in schattiges Grau. So blüht es im Verborgenen um unvermittelt herauszuberechnen in den Sternstunden, Minuten, Sekunden des Augenblicks, wahrgenommen nur von den Stigmatisierten, die es aufsaugen um Jahre davon zu leben. Ein kurzes Aufleuchten der Augen, zögernd - wohliges Innehalten der Bewegungen, ein Lächeln, ein stiller Gruß. Ein alter Mann zieht Tag und Nacht durch leipziger Straßen, mit weißem Pagenkopf, den Rücken gebeugt, der ehemals feine Anzug schlottert um seine Glieder. An den Händen hängen Bündel von Pappen, Zeitungen und schmierige Einkaufsbeutel, gefüllt mit leeren Flaschen. Betongegossener Papierkörbe Inhalt - sein Lebensunterhalt. Keine bedeutende Vorstellung der letzten Wochen des Kinos "Casino", die ihn nicht in den ersten Reihen fand, keine Inszenierung in Oper oder Theater. Noch bevor die anderen sich nachdenklich erhoben war er wieder unterwegs, seinem Nächstwerk ergeben, das ihn ernährte.

Unmöglich, morgens um vier Uhr durch die stillen Straßen heimzukehren, ohne ihm zu begegnen. Er kennt die Geschichten aller, die hier leben; Tragödien, Untergänge, Glückseligkeiten... und spricht mit niemandem. Wenn halbwüchsige Kinder sich streiten und schlagen, auf den Wangen einer Frau Liebe glüht, ein Verzweifelter heftig abgehackten Schrittes flieht, Alkoholdunst und Angstschweiß hinter sich herziehend, dann hält er inne und beobachtet still, um nach angemessener Zeit kopfschüttelnd seinen Weg fortzusetzen. Tagsüber saß er neben dem Kiosk, unweit der Mädlerpassage in der Grimmaischen Straße, auf den Steinen der Blumenrabatten. Von Büschen verdeckt, hielt er auf den Knien ein schweres Buch voll molekularchemischer Formeln, deren ringförmige Hieroglyphen er mit einem Auge mittels einer Lupe enträtselte. Sein rechtes Auge gehörte den Wegen der Passanten, die ihn nur selten bemerkten. Er kennt die erste Liebe Teres Suramdilils, ihre Kinder in jedem Alter und den vogelartigen Gang Peter-Hille-Enkels mit den ausgerissenen Federn. Er sah Grandella ihr eigenes Denkmal bauen und sich in Luft auflösen, die Schlitzaugen und Wasserflohbewegungen des auf den Tod verwundeten Petrus-Suramdilil und den Gang des Leipziger Tschingis Khan unter der Glasglocke. Auch weiß er um Achmed, Boghwannee und Widderkopf und um die vielen Namenlosen. Sein Innehalten ließ Energieschauer durch ihre Wirbelsäulen fließen, ein Blickwechsel mit ihm bedeutete stummes Verstehen. Nein, niemand kennt seinen Namen.

Ende oder schon Mitte der Neunziger Jahre verließ er seinen Körper und wurde Geist der Straße. Die ihm des nachts begegnen zweifeln an ihrem Verstand, prüfen ihren

Alkoholspiegel oder sind Suramdilils. Er war in der Nähe als Teres auf zitterigen Beinen durch staubige Junistraßen schritt, die schreiende, neugeborene Sulamith in den Armen, sich dann in die Schlange der Dresdner Bank einreihete um Kredit zu erbitten für zwei Wochen Essen. Der alte Mann spürte, wie der reife Ägypter, der vor ihr stand sie gebietrisch, doch mit warm-entsetzten Augen nach vorn winkte, wohl wissend, das Standhaftigkeit auf wackligen Füßen zitterte. Stumme Geste, die schwierigste Wochen überstehen ließ. Er weiß um ihre geistigen Ringkämpfe mit Toltepec-Ahasverus, kennt den ersten Streit mit Grandella und sein Geist sieht sie täglich in jedem Frauengesicht Grandella suchen. Er weiß um den Juden, der auf dem Xylophon Beethovens „Für Elise“ spielte und betont wegsehend verborgenes berührte. Er kennt die stummen Grüße der einsamen Literaten und Sänger, auch den rastalockigen Mulatten und sein Lächeln. Er ist dabei, wenn die Ampel auf Rot schaltet, eine müde Frau stehen bleibt und ihre Augen sich treffen mit denen eines ergrauten Orientalen am Lenkrad seines Lieferwagens, der in diesem Leben Gemüseverkäufer ist. „Du also auch.“, sagen die Augen. Warmes Lächeln jenseits der Geschlechter; Geschwister, die sich niemals sahen und doch kennen. Die Ampel schaltet auf Grün und jeder geht seines Weges, innerlich wieder tanzend, denn die Lasten sind geteilt. So sitzt er Nacht für Nacht hinter seinem Strauch im schmierigem Schlotteranzug der einmal gut war, mondweiß leuchtet sein Haar, lenkt und bewacht die Geschicke der Suramdilils. Wenn ihr ihn sieht, dann schenkt ihm ein stummes Gebet.

## **Begegnungen der Kinder**

Ein kleiner Junge streift nachts durch Antigua, sechsjährig verlassen von seinem Vater, dem trinkend umherziehendem Bolerosänger spanischer Abkunft, dem Weißhäutigen, dessen ergreifende Balzstimme des als Weichtier getarnten Mannes ihm jederorts eine reiche Auswahl an Frauen garantiert. Mutter, eine Mestizin, die über zwanzig Jahre keinen Mann mehr für sich in Betracht ziehen würde, außer Jesus in katholischer Verehrung (auch sein Herz blutet) und Großmutter, eine zugewanderte Marañá, schlafen fest. Denn er hat sich mit artiger Verbeugung verabschiedet. "Gute Nacht Frau Mutter, gute Nacht Großmutter. Wenn Sie gestatten, werde ich mich jetzt zurückziehen, um etwas zu schlafen." Als es ruhig wurde im kleinen Haus, ist er aus dem Fenster auf die Straße gestiegen und hat sich leise entfernt, vorbei an den Nachfahren der Mayas in buntgewebten Gewändern, die auf Kathedralenstufen, neben hohen Steinsäulen ihre Rituale praktizieren, schlafende Kinder auf dem Rücken. Stehenbleibend neben geputzten Mestizinnen hat er sich innerlich eine ausgesucht. Dann eilt er vorüber an, von häufiger Mutterschaft verblichenen Frauen, mit Zeichen harten

Lebens auf der Stirn und beobachtet die Männer einer Bruderschaft; herausfordernde Bewegungen, tiefer Ernst. Duft aus Fäulnis, Parfüm, Staub und Weihrauch atmet er mit den Gerüchen der Nacht, aus dem Weg gehend den stadtbekanntesten Verbrechern; Frauen- und Kindermördern, deren Taten Großmutter ausschmückend zu erzählen weiß. Gruselig-wohlige Schauer. Kaum hinsehend zu den verstümmelten einäugigen Bettlern, die auf dem Gehweg sitzen, steigt er in das Fenster einer riesigen Wellblechbaracke (Oder ging er durch den Eingang eines Plastikzeltes?) um sich, über Knie und Rücken stolpernd, in einen Winkel zu hocken und die Anhänger der Scientology zu beobachten, fasziniert von der Macht, die man über Menschen haben kann und zugleich angeekelt. Gegen morgen schlich er, sich vorsichtig umschauend und an Hauswände drückend zurück, steigt unbemerkt durchs Fenster in sein Bett, aus dem ihn die ahnungslose Mutter wenige Stunden später lange wachrütteln muß. Schule, Demütigungen, ein gebrochener Arm, Fußball. Die Mutter, Schneiderin, die Kleider selbst entwirft, hatte der Großmutter ein Festkleid genäht. Streit, zorniges Türenschielen. Großmutter hat vor Mamas Augen das Kleid zerrissen und zerschnitten. Sie trampelt in wahnsinniger Wut auf den Fetzen herum. Stille. Die beiden Frauen reden wochenlang nicht miteinander. Einziger Mittler ist der Junge, um dessen Gunst sie einander übertreffen. Mutter bringt ihn ins Kino, in dem die Bilder noch nicht lange laufen gelernt haben. Großmutter läßt ihn beim Bereiten ihrer Maranos-Gerichte zusehen, es duftet nach Schokoladenhühnchen. Sie zeigt ihm, wie sie aus



gekochten Quitten Süßigkeiten bereitet, die sie auf der Straße verkauft. Die besten Stücke schiebt sie dem Enkel in den Mund. An ihrer Hand schleift sie ihn zu jeder Beerdigung oder Hochzeit, alle Klatschgeschichten rieseln über ihn, bis er sich entzieht. Einsam durchschauender Beobachter, steigt er auf seinen Vulkanberg, wo er täglich viele Stunden verbringt und auf die, nur ameisen-großen Menschen herabblickt. Ein heimlicher Diktator, der manchmal Steine wirft. Abgestiegen, klaut er Autoantennen, aus denen er Katapulte macht, um aus sicherer Deckung Passanten zu beschießen. Wiewohl er Bekannte unter den Jungen hat, bleibt er allein, undenkbar, das er je eine Ameise werden könnte, eingespannt ins unerbittliche Joch des Überlebenskampfes.

Dreißig Jahre später sieht er in Leipzig-Anger-Crottendorf einen kleinen Mulattenjungen mit Brille und ausdrucksvoll-intelligentem Gesicht, immer allein. Sein einziger Begleiter ist ein Hund, mit dem er stundenlang umherzieht, Straßenbilder beobachtend wie einen Film, nur um nicht nach Hause gehen zu müssen in den Sog der Flüche und Schikanen seiner betrunkenen Mutter. Unauffällig bleibt er manchmal stehen, niemand der weißen Ameisen ruft ihm "Nigger" nach, denn sein Wesen ist von gebieterischer Würde. Manchmal fängt er den sanften Blick einer Frau mit schweren Einkaufstaschen. Dann werden seine Schritte ausholender und die Schultern breiter. Mit dem rechten Zeigefinger schiebt er die abrutschende Brille die Nase herauf, innere Bewegung kaschierend. Undenkbar, das er eine der Ameisen würde, die im Kreise laufen, ins

unerbittliche Joch gespannt. Ein Sultan in zerrissenen Hosen, sein Großwesir, der Hund. Die Frau sieht ihm lange nach, umgibt ihn mit einem Teil ihres Wesens, einem Polster warmer Luft. Sie hat wieder Mut, weil sie um ihn weiß. Lächelnd grüßt sie seinen ergrauenden, fettansetzenden Vater, den dunklen, wenn er Milch kauft im Konsum, die so weiß ist, wie die Krauslocken seiner Schläfen.

Fünfzehn Jahre später ist der Konsum ein „Spar“ und Joghurt gibt es immer. Der Sultan ist weggegangen, die Frau sah ihn zuletzt als jungen Mann, doch im Wesen unverändert. Zöge er noch hier herum, würde seine Hautfarbe weniger auffallen, denn die Stadt ist voll von Einwanderern. Die meisten von ihnen haben Geschichten in ihren Gesichtern, was den Beobachter ein wenig über die leeren, nach innen gekehrten Augen der hier Geborenen hinwegtröstet. Gewaltbereite sind jedoch unter allen. Das Leben ist ein bißchen aus den Wohnungen herausgekommen, Kaffeehausstühle stehen im Sommer auf den Straßen, wo sogar die Deutschen manchmal tanzen. Doch auch das Leben ist härter geworden; Joch, Ameise und Zahnrad heißt immer noch das übliche Spiel. Nur dreht es sich schneller, Schweiß zeigt man nicht mehr und wer Geld hat beißt beim Rennen auf Süßigkeiten. Viele Kinder sind aggressiv oder kiffen, denn Schokolade hilft schon lange nicht mehr. Ihre Eltern sind entweder atemlos oder hoffnungslos alkoholisiert. Beide Sorten hören nicht zu und machen unsinnige Geschenke, die Zeit und bedingungslose Liebe nicht ersetzen.

Ein ergrauter, neueingewandelter Afrofranzose geht umher und kehrt die leipziger Straßen. Niemand hat ihn angestellt, doch Arbeit ist Sinn. Seine sportliche Kleidung mit der Schirmmütze war einmal neu, inzwischen hat sie der Abfall befleckt. In einer Hand trägt er einen blauen Müllsack, in der anderen Kehrschaufel und Besen. Liegen Papierfetzen oder Büchsen auf seinem Weg, verschwindet der Unrat in seinem Sack und er geht befriedigt weiter. Er, der heimliche Freund der Kinder, wird oft von ihnen geschmäht und kehrt die Schimpfworte mit in den Sack, ohne viel Aufhebens. Manche liegen ihm besonders am Herzen und er erwidert ihren Gruß. Jeden Morgen kehrt er vor einer Schule, brummelnd entfernt er die Haufen der mutwillig ausgeschütteten Papierkörbe. Ein Mädchen, das ihn täglich sieht, bringt ihm ihr Frühstücksbrot mit Käse. Zum ersten Mal hört sie ihn sprechen. Sanft-vorwurfsvoll schüttelt er den Kopf und weist das Geschenk zurück, mit den Worten: „Was du noch nicht weißt ist: eigentlich bin ich Millionär.“ Beschämt und belustigt geht sie zum Unterricht und erinnert sich keines dunklen Millionärs aus dem Buch „Onkel Tom’s Hütte“. Lächelnd findet sie Antwort: „Vielleicht war Beppo-Straßenkehrer, Momos Freund, ein Millionär und ich habe es nur überlesen“, sagt sie sich. „Katharina“, wenn du so weiter träumst, gelingt dir der Mathetest zu einer Sechs!“ Jedesmal, wenn sie ihn wiedersieht, grüßt er sie und sie teilen das verschwörerische Lächeln ihres Geheimnisses.

Zwei Kinder fahren in der Straßenbahn, Schultaschen auf dem Rücken, die Gesichter gehetzt, hoffentlich

kommen sie nicht zu spät. Da fällt ihr Blick auf das kleine Gesicht eines Zweijährigen im Kinderwagen. Fröhliches Grimassenschneiden hin und her, von der Mutter des Kleinkindes vergeblich gegängelt. Zu Hause erzählen sie:

Den hättest du sehen sollen! Er war so klein und in der ganzen Bahn der einzige, richtig lebendige Mensch. Seine Mutter war jung und gleichzeitig so alt.

So multiplizieren sie Zahlen und Energie, der Schein einer Lampe, gefüttert mit Öl aus Geschichten leuchtet ihrem Dasein. Undenkbar, daß sie Ameisen werden könnten, zertreten, gehetzt vom Joch. Das kleine Kind ist inzwischen sieben. Unruhig blickt es aus dem Fenster der Straßenbahn, die Schultasche drückt, hoffentlich kommt es nicht zu spät. Die Bahn fährt über die Kanalbrücke, man sieht das alte Wehr. Zum Gruß hebt die Hand ein Millionär, weißkrausgelockt wie Frühstücksmilch, gespritzt auf schwarzes Porzellan. Ein Lächeln, ein Kehren...

## **Sulamith Rebecca Suramdilil**

Als ihre Mutter hohen Leibes mit ihr schwanger ging, brachte eine Tochter Tschingis-Khans, die bereits in die wahrsagenden Jahre gekommen war (ein armdicker, ergrauender Zopf zierte ihren Rücken bis an dessen Ende), ihr einen beschriebenen Zettel dar. Darauf stand in ungestüm-springender Schrift ein Nietzsche-Zitat: „Man muß noch (genug) Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können.“ Dieser Stern, einer der hellsten, ist heute fünfjährig, also in der Blüte seiner, sich reich verströmenden Phantasie. In fein gesetzten Worten drückt er sich aus, doch lieber noch mit Papier, Farbe oder Stift. Die Bilder könnten zu einem Buch gebunden werden. Das mir eindrucksvollste dieser Sammlung ist eigentlich das Schmuckloseste. Es stellt zwei rote Herzen dar und daneben zwei schwarze Linien, die eine Straße begrenzen könnten. Auf meine Frage hin sagte sie: „Das sind zwei Herzen und daneben ist der Rückweg für die Menschen.“ Ihre kleine Gestalt ist wohlgerundet, die noch zarten Glieder vervielfältigen die Formen der Mutter. Im runden Gesicht sitzen zwei tiefbraune Knopfaugen, die manchmal schwarz aufleuchten. Rotbraun gelocktes Haar bedeckt ihre Schultern, die sie beim Tanzen anmutig nach oben zieht.

Oft schießt ihre überlaufende Energie über den Rand und ergießt sich irrlichternd ins Zimmer. Neckereien, Schreie, Kakophonien, Zärtlichkeiten. Nach einem solchen, mitunter stundenlangem Ausbruch liegt sie nachdenklich auf dem Bauch ihrer Mutter, die kleinen Muskeln ohne Spannung und betrachtet die Ihren durch die gefächerten Finger der rechten Hand, den Daumen im Mund. Die sanfte Körperhaltung eines Embryos läßt niemanden vermuten, das sie eine mit allen Lebensessenzen gewaschene Hexe ist, die ihre Familie täglich verblüfft und verzaubert, nicht selten sogar beherrscht. Ist das Lächeln ihres Mundes vom Daumen verdeckt, lachen ihre Augen von tiefer Wärme. Einmal ist sie mit ruhigen Bewegungen um ihre Kerzen-erleuchteten Holzbausteinburgen getanzt, hielt dann plötzlich inne und sagte zu ihrer Mutter: „Weißt du, was ich blöde finde? Das ich immer von einem bösen Geist träume. Der sieht ganz schwarz aus und hat glühend rote Augen.“ Die Mutter stand auf, brachte ihr Papier und Stifte. Sulamith malte den Kopf des Geistes klar, wie eine Illustration der Lasker-Schüler, nur war das gemalte wahrlich nicht der Prinz von Theben. „So,“, sagte die Mutter: „Jetzt verbrennen wir ihn!“ Das taten sie dann auch, im Kohlebecken auf dem Balkon mit den Worten: „Geh dahin, wo du hergekommen bist und kehre niemals wieder!“ Unter ihren Augen wurde das Blatt in Sekundenschnelle zu schwarzen Flöckchen. Nun träumt Sulamith von Prinzen und Prinzessinnen, denn zu ihren Füßen liegt die ganze Welt und wartet darauf, regiert zu werden. Alle Geschöpfe blühen bereits jetzt dem heranwachsenden Stern entgegen.

## **Stella Frieda Suramdilil**

Feingesponnen wie die einer Elfe, sind Haare und Glieder Stellas, die sich biegsam in den Tänzen von „Tausend und einer Nacht“ drehen, von Seide umhüllt. Zwölfjährig, nicht mehr Kind und noch nicht Frau, erwartet sie sehnsüchtig das Wachsen erster Rundungen, was bei ihren Freundinnen nicht so lange auf sich warten ließ. Verschämt beobachtet sie verborgenen Flaum. Doch ihre Augen sind eine Variation Don Quichotes; kaltblau können sie aufleuchten, wenn etwas sie etwas verletzt, vom Knallen ins Schloß fallender Türen begleitet. Lange war es ihr gelungen sich vor den Anstrengungen des Lebens zu bewahren und im Feenland zu leben. So lernte sie die erste Seite ihrer Fibel auswendig, ein Jeder bewunderte ihr gutes Lesen. Sieben Wochen zu früh geboren, war Krankheit Dauerzustand der Kleinkinderjahre. So manche Nacht wäre sie beinahe in der Leipziger Waschküchenluft erstickt. Doch ihre Mutter Teres trug das Kind auf Händen und lernte für sie kochen. Stella Suramdilil rührte darin herum, blieb zart und bleich, wuchs dennoch heran, ein zäher, phantasievoller Kolibri. Was ihre Körperkraft nicht erreichte, bekam sie durch blitzschnelle Tricks. Einmal hatte einer von Achmeds Söhnen sie geprügelt und wenig

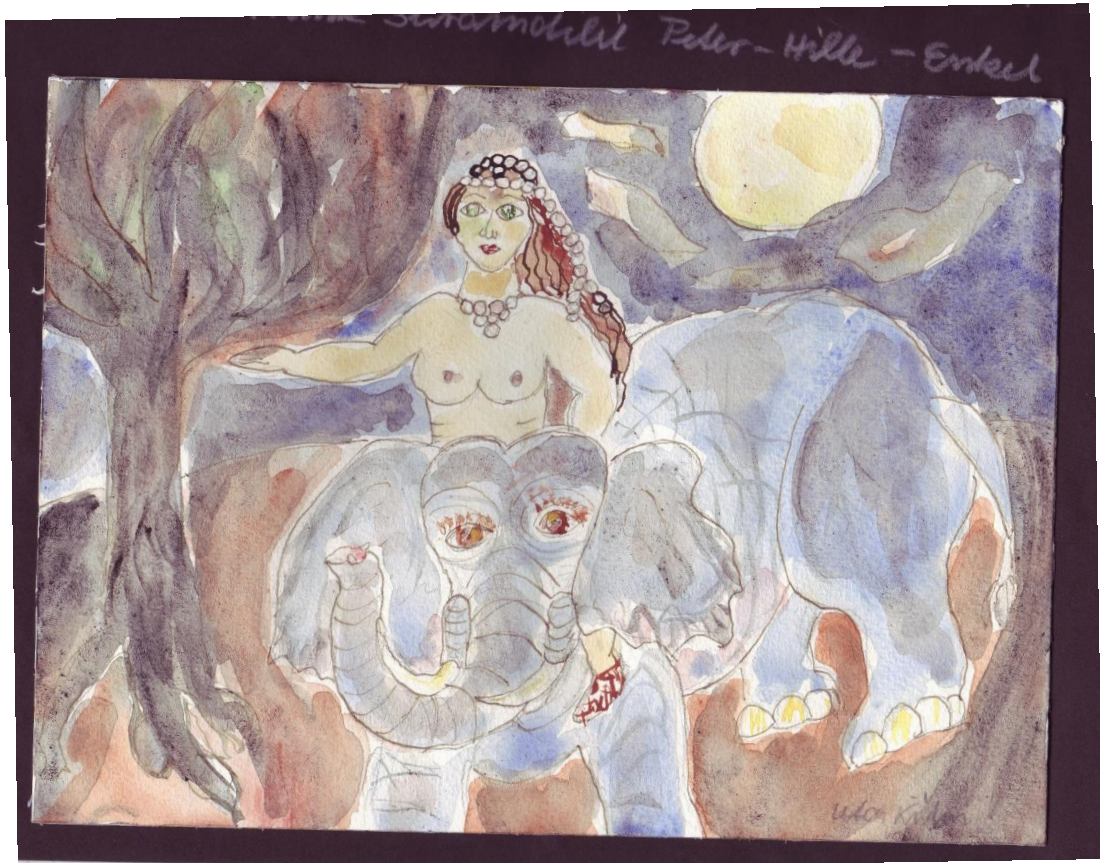
später heulten alle vier. "Ruhe!", wurden sie von ihrem Vater angebrüllt, wobei er der lächelnden vierjährigen übers Haar strich. Sie hatte soeben das „Brennelchen“ erfunden. Dazu brauchte sie nur wenig Haut zwischen zwei Fingernägel zu nehmen und einmal umzudrehen, der Effekt hielt zwei Stunden an. Neugeboren kroch sie auf dem Bauch vom hinteren bis zum Vorderende der Wiege, wo sie mit dem Kopf anstieß und Nahrung verlangte. Inzwischen wechselt ihre Gestalt zwischen der eines Schwanes und eines Gänschens, mal schnatternd und mal fliegend. Als liebevolle große Schwester Sulamiths sorgt sie mit strenger Zärtlichkeit für die kleinen Dinge des Lebens und schreibt Mutters Kochrezepte auf. Schlampig wie eine kleine Zigeunerin wirft sie ihre Sachen durcheinander und entsteigt dennoch, als Flower-Power-Prinzessin gekleidet allmorgendlich dem Zimmer. Selbst das Loch im Strumpf weiß sie mit lackiertem Zehennagel gekonnt in Szene zu setzen. Eines Tages will sie Tango tanzen, Theater spielen, malen wie Frida Kahlo, mit Pferden durchgehen und viele Kinder haben. Doch vorher wird ihre Mutter mit dem Bräutigam einen Whiskey trinken und ihn ermahnen: „Behandle sie gut, denn sie ist eine Gewächshauspflanze!“ Er aber wird lachend austrinken, seine Elfe in den Po kneifen und ihr mit den Augen zu verstehen geben, das sie ihn nicht zum Frühstück fressen kann.



## **Bocaj Hephaistos Suramdilil**

Bekleidet wie ein Wanderkönig geht er in die Schule; das grüngestickte Folkhemd, auf dem Elefanten grasen, lose gehängt über die „Sitting Bull“ Hose verfliegender Kinderjahre. Eine buntgestreifte Kappe ziert die hohe Stirn und sitzt wie eine Krone über dem langen rotblonden Haar. Grün-gelb-graue Augen tanzen verwegen hinter runden Brillengläsern. Die Schuhe seiner Mutter passen ihm nicht mehr, bald wird er die seines Vaters verwachsen und beim Schreiner Kähne bestellen. Der schnellwachsende Körper stellt dem Kreislauf Rechenaufgaben, doch ist er im Wald, schwanken die vor Kraft unsinnigen Glieder in ekstatischem Dionysoskult. Amor verschießt erste Pfeile und Eros färbt die jungen Wangen rot. Bocajs Worte hüpfen zwischen Verwegenheit und Scham. Auf seinem Hochbett verbringt er viele Stunden, „Fantasie“ Romane verschlingend, auf der Suche nach mythischen Splittern, die ihm seine schäumende Seele verklären. Dreizehnjährig ist er Kind und Mann, großer Bruder und Schingangok. Über Jahre war er Strohalm und Bärenbaum seiner Mutter, doch hat er das Schattenfechten mit dem Glimmerschwert nicht verlernt.

Mutwilliges Schimmern in den Augen, brüllt er lachend seine Urschreie hinaus, damit sie den Körper nicht zerbersten. Am gedeckten Tisch wirft er Gläser um und räumt, über sich schmunzelnd, die Scherben weg. Er ist ein hoher, wuchernder Baum, im Kern gesund und voller Saft. Mit den Ästen rauschend, verlacht er des Lebens Heckenschere. Manchmal schreibt er Geschichten, die durch Tiefe überraschen, hinter dicker Rinde vibriert es zart. Doch „HAAAAH!“, Schmied will er werden, den Zigeunerpferden die Hufe beschlagen, mit ihnen singen und raufen, den Prinzen aber wird er Schwerter schmieden mit kunstvoll verziertem Griff. So sehe ich ihn, mit Haus, Weib, Vieh und Kinderschaar, da wird auf den Tisch gehauen und drauf getanzt. Die Wanderer aber werden bei ihm einkehren und sieben Tage rasten, bis ihr Eisenzeug in trefflicher Verfassung dem Rost der Gebirgsgewitter strotzt.



# Elefanten

## 1 Marita Mertens

1943 geboren, als Tochter eines sesshaften Roms, der versuchte Dramen zu schreiben und einer energischen Halbwaise, bei den Großeltern geduldet, war sie ein ersehntes, lebhaftes Kind mit mandelförmigen Augen. Ihre Mutter, die nun endlich eine eigene Familie hatte, mühte sich redlich Marita und deren farblose Schwester mit nachts ausgeführten Lederarbeiten durch den Krieg zu bringen. Der Dichter mit den bleiernen Flügeln vertrank den Erlös noch vor Tagesanbruch, umgeben von losen Weibern. Als die seinen nicht mehr die seinen waren, kamen sie durch. Nach dem Krieg rettete sie ein hagerer Student mit abstehenden Ohren, der sich zum Professor für Psychiatrie heranbildete und ein gut situiertes Haus zu führen verstand. Marita wuchs in gestärkten Kleidern heran, die Locken ihres Vaters, des totgeschwiegenen, quollen widerborstig aus der hart aufgesteckten Frisur. Die zart heranreifende Brust der Konfirmandin war hinter einer großen Tüllschleife versteckt, „Bilde dir ja nichts ein!“ Danach kamen steife Tanzstunden mit herunter geschnittenen Haaren, die in

den folgenden Jahren bis zu den Hüften nachwachsen. Ein ungehobelter Degenfechter und Waldmensch eroberte ihr Herz, auch ohne Kartoffel-gestärkten Kragen. Als sie im Hausflur die Haare für ihn fließen ließ, pfiff Mutter sie zurück und zwang sie, sich streng zu frisieren. Fortan war Spinat das Gericht mit dem der angehende Schwiegersohn empfangen wurde, doch der ließ sich damit nicht vertreiben. In einer Sommernacht schoss er Martha in Maritas Bauch und musste heiraten. Der höher werdende Leib wurde sorgsam unter Seidenfalten verborgen. Marita, unter der Gewalt der Geburt erschauernd, erstarrte zur personifizierten Pflicht. Das, was sie wirklich war und erst dreißig Jahre später ausleben würde, vervielfältigte sich in ihrer Tochter, gemeinsam mit dem Eigensinn und der harten Willenskraft Raufrieds. Marita kochte, wusch, arbeitete, ertrug und träumte in der Küche von Elefanten.

## **2 Martha**

Martha hatte schlechte, krumme Zähne und schon als Kind einen oft nach innen oder auf einen weit entfernten Punkt gerichteten Blick, den ihre Mutter mit Befremden sah und mittels Hausarbeiten versuchte auf die Dinge des täglichen Lebens zu lenken. Das gelang jedoch nur zeitweise. Das Mädchen zerbrach und verlor viel, naschte Stollenzutaten aus zugeschickten Paketen und schien immer woanders zu sein. Wohlgemeinte oder wütende Schläge mit dem Handrücken oder

Teppichklopfer berührten ihre Versunkenheit dem äußeren Anschein nach selten. Dem verschleierte Blick begegnete man mit einer dickglasigen Brille, welche die Sommersprossen noch vergrößerte, den krummen Zähnen mit Zange und Zahnsperre, die alle „S“- Laute vernuschelte. Die stolpernden Knicksenkfüße steckten in derben Schuhen mit Einlagen, was ihr nicht gerade den Gang einer Gazelle verlieh. „Anständige“ Kleider wurden von der Mutter ausgesucht oder genäht, kurzum: Martha war der Inbegriff des hässlichen Entleins. In der Schule als „Tranlampe“ verschrien, wurde sie immer unsicherer und verdarb jedes Völkerballspiel. Verzweifelt träumte sie sich als Balletttänzerin. Als sie sich einmal als Gisèle zeichnete, antworteten ihr die Eltern lachend: „Du kannst zum Elefantenballett gehen!“ Tiefe Schamröte stieg ihr bis in die Haarwurzeln. Mit der Taschenlampe unter der Bettdecke las sie in „Tausend und eine Nacht“. Wenn sie dann einschlief, träumte sie sieben Nächte hintereinander dass sie einen Elefanten besaß, auf dessen Rücken sie durch die leipziger Straßen bis in die Schule ritt. Weit über den anderen sitzt sie, sanft geschaukelt, mit Perlen geschmückt, stolz und schön. Alle, auch die schlimmsten Raufbolde wollen ihre Freunde sein. Sie aber lehnt leicht grüßend ab und reitet weiter, auf dem Rücken des Riesen mit der dicken Haut, geschützt und von ihm geliebt.

Einmal ging sie, an der Hand ihrer Eltern in den Zoo. Im Elefantenhaus waren die Tiere angekettet und der Stall so eng gemauert, das sie sich kaum drehen konnten. Besonders liebte Martha einen einzeln gesperrten afrikanischen Elefanten, der viel größer als

die anderen war und den sie aus ihren Träumen wieder erkannte. Dieses riesige Tier hatte solch eine Majestät und so kleine, mit langen Wimpern umgebene Augen, die dem Kind sanft und traurig erschienen. Flüssigkeit lief von ihnen herab, den Rüssel entlang und sie sagte mit verkrampfter Kehle: "Vati, sieh mal, die weinen!" „Tusnelda spinnt wieder.“, antwortete er lachend. "Das ist die Brunst!"

# **Widderkopf Suramdilil Don Quichote**

Obgleich nicht im Zeichen des Widders geboren, rennt er gesenkten Hauptes gegen jede Wand, die ihm den Weg versperrt. Zerstört er sie nicht beim ersten Anlauf. Bleibt er zerborsten liegen, sich wieder einsammelnd, um erneut, mit kaltblauen Augen drohend, dagegen anzurennen. Verlieren kann er nicht, sein Stolz sticht ihn mit tausend Nadeln, die zu Messern werden können, Eingeweide zerschneidend. Dann hilft nur Goldbrandt in Fässern und die Bewunderung schöner Frauen. Sein Blut plagt ihn. Da es bei jeder Widrigkeit überkocht, betäubt er es, gesellschaftsfähig werdend, mit Rauch. Gefangen und gehalten in Haus und Familie, unterwirft er alle, die mit ihm leben gnadenlos seinem ausbrechendem Willen. Der wird leise unterwandert, mittels erstarrter Rituale. Die stickige Luft füllt er mit Spannung unterdrückter Wutanfälle. Angeekelt vom Gleichmaß der Alltäglichkeit, bereitet er Rehbraten wie eine ritterliche Tafelspeise. Glücklich ist er nur im Sieg, im Adrenalin des Augenblicks. Die Welt ist ihm zu eng, läßt sie sich doch nicht von ihm unterwerfen und ist voller Wände. Am liebsten reitet er alleine aus, einem Traum seiner



Kindheit folgend und für Augenblicke frei. Er, der die Einsamkeit sucht, erträgt sie nur trinkend. Von seiner langlockigen Zigeunerin gebremst und gehalten, gerät ihm das Leben. Wiewohl ergrauend und mit zerschlagenen Knochen, liebt er die Frauen am Wegrand und behandelt die seine als Magd. Sie aber ist die Einzige, die mit ihm sein Vieh hütet, ihn erträgt und seine Wunden salbt. Ständig baut er neue Ställe, das Haus ist leider fertig. Da er schnell baut, fällt ihm vieles wieder ein. „Hager, aber athletisch...“ beschrieben die Zeitungen den Degenfechter, der mehrere Siege errang. Inzwischen hängt der Degen verrostend an der Wand, neben den Waffen von Schingangok. Zäh beißt Widderkopf sich durch und muß viel von sich reden. Seiner jüngsten Enkeltochter Sulamith streicht er durchs Haar und schneidet ihr eine selbstgezogene Rose, sich feuchten Auges verstohlen entfernend. Bücher liest er nur über Pferde. Seine Phantasie jedoch wuchert in riesigen Gewächsen, die süß giftig blühen und die er täglich zurückschneidet. Trollmasken hängen herum, geschnitzt von seinen Händen. Sollte ihn einmal der Satan zu sich holen, werden seine Enkel für ihn beten. Ich aber werde mit seinem Todesengel feilschen um jede Minute, die er uns bleibt. Gott schütze die Leidenschaftlichen, die da fallen nur über sich selbst. Er aber wird mit Hut und fliegender Mantel durch Leipzig reiten, die Geldanbeter zu erschrecken, wie der Schimmelreiter.

# Achmed-Störtebecker-Haiducke Suramdilil

*(in denkwürdigem Gedenken)*

Im Jänner stieg er das Thüringer Gebirge hinab, ein Kerl wie ein Baum. Knorrige Astglieder verbargen gut den Kern eines Seeigels. Strohhig sein Bart und lang, unter geduldigem Brummen des Riesen flochten die Kinder steife Zöpfe darin. Zerfurchte Stirn, wie Gewitterwolken, zwischen hellblauen Augen, deren Brauen zusammengewachsen, gemeißelt eine unvollendete Adlernase, knollenwulstgemildert. Ein Rasputin schaute aus dem Fenster des alten Fachwerkhauses; ungestüme Freude schlug den Ankömmlingen entgegen. Düsterem Milieu entstammend, ward die Kindheit ihm geraubt, so blieb er ewig Kind; Recke, der mit dem Schwert die Welt gern gerechter gemacht hätte. Im Haus zimmerte er aus grobem Holz Möbel und Söhne, den weichen Leib seiner trägen Wölfin ständig schwängernd. Mit gewaltigem Fuß trat er die Wiege in Bewegung, die an Hanfseilen die Decke herabhing. Als sie älter wurden, brachte ein

drohendes „Ruhe!“ alle zum Schweigen. Zusammengekniffenen Auges duldete er die schlampige Art seines Weibes. Gern hätte er den Tisch blankgescheuert gesehen und sauber die löchrigen Hosen seiner Racker. Ein Duft von Blumen, Tanne oder Weihnachtsgebäck, das Brennen einer Kerze in reinlicher Höhle hätte ihn vielleicht vor dem Fall bewahrt. Die schöne Hindin verfluchend und liebend, fuhr er rumänische Landstraßen entlang, Kindersachen und Decken für ein Waisenhaus im Gepäck, blieb er monatelang fort und ließ die Seinen ohne Nachricht. Wollte Jemand überholen, riß er lachend die Autotür auf, siegreiche Verwegenheit im Blick. Sein Grinsen erinnerte an jenes im Musterungsbüro vor zwei Jahren, inzwischen war es März 1990. Damals hatte er alle seine kleinen Kinder mitgebracht, die er heimlich kniff und trat, bis sie einen Höllenlärm machten, der ihnen noch einmal die Nähe ihres Vaters für anderthalb Jahre garantierte. Später hatte er große Projekte im Kopf, so auch einen Bauernhof, auf dem entlassene Sträflinge miteinander leben und arbeiten könnten. Als Dorfjungen mit rasierten Köpfen ein Asylantenheim überfielen, schlug er sie lachend in die Flucht. Bald darauf brachte er einen jungen Nordafrikaner ins Haus, damit sich seine Frau in ihn verlieben sollte. Dies gelang prompt. Wie unbeholfen kam Achmed daher, entwurzelt, in einer fremden Stadt, doch den Mund voll prahlerischer Reden, die uns alle verblüfften.

In einem Hallenser Zimmer fand man einen gefällten, von Würmern zerfressenen Baum, den niemand wiedererkannte. Man verbrannte, was übrig war und

sperrte die Asche in eine winzige Urne, deren Inhalt man vergaß in die Weltmeere zu streuen. Auf dem modrigen Dachboden hat man sie vergessen. Seinen letzten Wunsch einklagend, spukt er nachts durchs Haus und läßt die Balken krachen. Nun steig ich durchs Elbsandsteingebirg und begegne dir, Rübezahl-Rasputin, in alter felsiger Pracht und meine Seele wärmt sich an dir.

## Boe Suramdilil Villon-Sänger

Sein Haus war ein alter Lieferwagen, rotgestrichen mit weiß eingefassten Fenstern. Die Ladefläche barg eine Matratze mit Laken und Fellen, ein rotsamtenes Kissen, Flöte, Dudelsack, Einrad, die Marionettenkiste, diverse Verkleidungen - alles was er besaß. Ein zottiger Hund, promenadengemischt wie sein Herr, saß auf dem Beifahrersitz und jaulte zu den Klängen der Sinti-Musik aus dem Kassettenteil des Autoradios. So übten beide singen, auf den Landstraßen, von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg. Boe war vielleicht ein Meter siebenzig hoch, seine langen Locken erinnerten an ein schwarzes Schaf. Das grellgelbe Hemd hing lose über die mehrfach zerrissene Lederhose, umflattert von der Jacke aus bunten Flickern. Selbst Afrikaner sahen ihm haßerfüllt nach. Nicht so die Frauen, von denen er in jeder Stadt mindestens eine hatte. Mit dunklen Augen deklamierte er. "Dein himbeerroter Erdbeermund..." und gerade die vornehmsten fielen auf das samtrote Kissen, betäubt von dem Geruch des wilden Schafbocks. Er pflückte sie wie Beeren, sammelte sie in seinem Korb, naschte, warf weg, ließ die Leichtkost verderben. Weiberflüche folgten ihm, himbeerrote Erdbeermünder begrüßten ihn. Auf Mittelaltermärkten lagerte er; spielte, tanzte, jonglierte

und schnitzte neue Marionetten. Den Kindern versprach er Himmel auf Erden; Zauber des Augenblicks. Wenn es Nacht wurde, ergraute er mit dem Gras, das er rauchte, die Kehle verbrannt von billigem Rum. Doch schon bei Sonnenaufgang erklang sein Dudelsack in den Parks ostdeutscher Städte, damit die Sonne emporstieg. Das war die Zeit der wütend erwachenden Mädchen, die sich Tandringe vom Finger zogen, Haarlocken verbrannten. Die Ringe jedoch glitzerten weiter und gingen auch bei mehrmaligem Betätigen der Toilettenspülung nicht unter. Fruchtbar war der Spielmann nicht, so blieben ihre Bäuche zart und schlank, für diesmal. Überall borgte er Geld und klaute wie ein Rabe - „Mit dem Hut rumgehen“, nannte er das. Seine Seele aber war die eines Kindes, dem jeder Tag eine neue Welt eröffnet.

Eines Neujahrmorgens haben die Flüche sich alle verbündet. Dunstigen Kopfes vom Gras und vom Rum fuhr er gegen eine der Eichen, die mancherorts die Straßen besäumen. Dudelsack spielend und flunkernd entwich Boe der letzten Enge und hinterließ einen Haufen schimmernd-braunhäutiges Fleisch in Goldbrokatfetzen, verbogenes Metall, zersplitterte Scheiben und viel zerbrochenes Spielzeug. Er war gerade vierundzwanzig Jahre alt geworden. „..Ei denna lu lu ha la lehey, ei, denna lu lu la canza ...“

## **Zerhacktes Requiem**

Widderkopf-Don-Qichote-Suramdilil ist tot! Verflucht sei der Tag, da seine Raserei ihn tötete! Nacht wurde in ihr, vor Kälte ein chinesisches Straßengericht verzehrend, saß Teres im Wartehäuschen einer Buslinie, während eines Arbeitswegs. Knirschend drang es in ihre Knochen, etwas verlosch, doch sie ahnte nicht einmal wo. Derweil ritt ihn der Böse und kein hauchend Gutes ertrug seine Nähe. Oh, wie er ist! So rasend sein Blick, blutunterlaufen die Augen, rußige Zähne in die schmalen Lippen geschlagen. Maskenhaft, bis zur Sturheit entschlossen hielt er den Strick in der Hand. Versuchte ihn zu befestigen am Dachbalken der Scheune, legte ihn um! Es war zu niedrig. Halte ein, das ist ein Zeichen! Doch nein, wutentbrannt, schmerzkochend: "Nicht einmal das gelingt mir!", eilt er zum Apfelbaum, unter dessen Blüten sie so oft gesessen. Der ist hoch und fest, das Seil hält, die Wurzeln krallen tief in der Erde, unter dem ausgesparten hölzernen Podest. Ist die Schlinge gut geknüpft? Er steigt auf den betongegossenen Pflanzenkübel. Über seinen schönsten Sachen wärmen die wärmsten nur schlecht. Die Pferde, aufgezogen von seiner Hand, schreien in den Ställen, bäumen sich auf, können nicht durch die wohlverschlossene Stalltür. Es bellen die Hunde, die

Flügel der Sittige schlagen an den Maschendraht. Eisige Abendluft. Dunkelheit. Er steht auf dem Kübel, zerrt die Schlinge um den Hals und springt. Wütend ringt er um Luft, bäumt sich auf, ein letztes Mal, sein Genick bricht.

Stille. „Verzeih, du findest mich in der Scheune.“ Geisterhafte Leere in einem Haus voller Menschen. Wenige Tage später brachte man die störrischen Pferde weg. Witwen und Waisen tranken aus seinen geliebten Scotch-Whiskey-Gläsern Mineralwasser und schwatzten über Gartenarbeit. Unter ihnen, doch wie durch gläserne Wände von ihnen getrennt, saß Teres. Gelegentlich erzählte sie lustige Anekdoten aus Widderkopfs Leben. Keiner lachte. Betretenes Schweigen. Jemand sägte den Baum ab, den man nun noch deutlicher sieht. Frieden, zerbrochenes Joch, lange Weile. Schmerzverschönte Boghwannee nimmt ihren Sohn an die Hand, stützt sich auf ihn, verlernt das Essen und beginnt zu sprechen. Einsame Spaziergänger reiben manchmal ihre vom Vollmond geblendeten Augen klar. Vergeblich. Weiter reitet der Schimmelreiter durch die Stadt mit wehenden Haaren; schnaubend, rasend. Oh finde er Frieden!



# **Teres Suramdilils Traum**

Sie kämpfte viele Nächte mit Widderkopf und seine Seele ist bestimmt nicht selten grün- und blaugeprügelt zum Friedhof zurückgekehrt. Wut war in ihr, als müßte sie zerspringen; über Sulamiths und Stellas Tränen, über dieses elende Wegsein, das Leben einfach zu schneiden wie ein lästiges Seil. Dann wieder sah sie ihn, von hinten, mit heraushängendem Jeanshemd und Stiefeln; vertraute Bewegungen in seinem Garten. Plötzlich drehte er sich um und sie sah in sein verzweifertes, schmerzerfülltes Gesicht mit den roten Augen. Da nahm sie ihn in den Arm und bat um Verzeihung dafür, das sie sieben Nächte lang sein Haus angezündet und mit dem an der Wand hängendem Dolch das Herz durchbohrt hatte, wenn auch vor Jahren. Später weinte sie, schrie ihn an: "Warum?" und trommelte mit den Fäusten gegen seine Brust. Er hielt sie zärtlich im Arm, mit traurigen, so weichen Augen, die sie im Leben nie bei ihm sah. Um weiterzuleben versuchte sie ihn nochmals zu töten, in sich: "Weiche von mir und bleibe wo du bist!", schrie sie ihn an: "Ich will leben!" Das verschaffte ihr ruhigere Nächte für einige Wochen. Doch dann, als sie kränkelnd den Frühling herbeisehnte, schickte er ihr einen besonderen Traum: Widderkopf hatte zu Pferde mit dem Lasso aus der Herde einen riesigen, wutschnaubenden schwarzen Stier gefangen. Vor Schweiß glänzend rang er

mit ihm und trieb ihn immer näher an eine Felsenklippe, unter der vulkan-kochendes Wasser dampfte, ein riesiger See, der Teres ein Meer zu sein schien. Mit einem letzten Ruck überwältigte er das Tier und stieß es die Klippen hinab. Danach sank Widderkopf bewußtlos auf die Steine.

Alle waren gekommen, in Festkleidern, mit Blumen in den Händen und hatten sich auf dem Plateau versammelt: Boghwannee, Petrus, Achmed, Grandella, Stella, Jacob, Jacobo, Sulamith, Boe, Frank, Toltepec Ahasverus, E.L.S., ein afrofranzösischer Straßenkehrer, Suramdilil selbst mit dem Gefolge der Namenlosen... Sie tanzten, aßen, tranken. Niemand beachtete den liegenden Widderkopf. Der Stier schrie fürchterlich und kämpfte mit dem brodelnden Wasser, das ihn schon zu Lebzeiten garkochte. Stunden vergingen. Der Duft gekochten Rindfleisches breitete sich aus. Niemand hatte bemerkt, wie das heftige Gewitter grollend herangezogen war, begleitet von orkanartigem Sturm. Blitze. Krachen. Kalte Wassermassen durchnäßten die Feiernden. Ehrfürchtig hielten sie inne, Widderkopf erwachte und trat zu ihnen. "YOOOOH!" schrie er die Arme zum Himmel ausbreitend: "Jetzt ist es soweit." und sprang in das heiße, jedoch nicht mehr kochende Wasser. Einer nach dem anderen tat es ihm nach. Auch die Frauen zögerten nicht. Jauchzend schwammen sie in der heißen Brühe, bis sie nach langer Zeit genug hatten und das Ufer erklommen; gereinigt, geglättet und um Jahre verjüngt. Im Taumel dieser Stunde hatte Widderkopf das Feuer entzündet, blies in ein Horn und rief: "Trocknet eure Sachen, packt alles ein und springt auf die Pferde. Wir wollen weiter ziehen!"

## Reise

Meer und Himmel leuchten im Mondsteinglanz: "blau weiß, blau weiß, blau, grün...", heilt der Wind in sacht zitterndem Rhythmus der Bewegung. Der Rock des Kindes bläht sich zur Piratenfahne und weht und weht. Begleitet von der Liebe der Verabschiedeten schließt sich die Kluft der Vaterwunden sonnengesalbt. Suramdilils Gefolge lustwandelt auf dem Schiff, ißt heimlich-gekochte Linsen, trinkt Rotwein, spricht und scherzt. Perlen der Glückseligkeit springen uns aus Mund und Augen wie übermütige Delphine, denn wir sind unterwegs. Den Canal Grande durchschifften wir im Abendrot; Venedigs Gassen, Paläste verträumt geschminkt, die Lippen geschürzt für die Augen der Nacht. Leb wohl, alte Seefahrerstadt, im Prunk barocker Feste. Wind laß wehen die seidene Wäsche über den Kähnen ganz zart! Zause das Haar der zurückbleibenden Stadtbewohner, den der hohen Lebensschule mächtigen und mach sie glücklich. Das Gefolge zieht, Traumturmgespinste, vergoldete in der nebligen Seele bewahrend, weiter gen Ithaka, dem Odysseus zu huldigen mit Feuer, Gelage und Dichtung.

Laß, alter Jude, diese Reise nie vergehen.

# Metamorphose

Ein Fels wird weich die  
Erde springt und gibt  
ihn frei es rollen  
Räder unter seinen Wurzeln er  
faltet Arme aus grau  
rissigem Block sein  
Feuer macht Fließen wie  
warmes Blut er  
atmet einfach es  
krachen Blitze aus  
Augen und Häuten wie  
Samen die regnen in  
meinen herzigen Bauchkrug der  
singt.

Du aber, Mann,  
erblühst zum siebenten mal,  
wedelst mit deinen Schwingen  
prächtig gefiedert nun und  
gehst und kommst und  
fliegst.

Eine Höhle im  
Vulkangestein  
ist mein Bett,  
mein Zelt.

Das Meer, was  
sich in Schaumzungen  
an erstarrte  
Küstenlava wirft,  
kühlt meinen  
wilden Sinn.

Schau ich auch  
hinaus, es hat kein  
Ende je, auch  
wenn es am Horizont  
mit dem Himmel  
spricht.

Voll bin ich, wie  
diese rauschende See,  
doch süchtiges  
Sehnen verwüstet meine  
Eingeweide, nach jenem  
stoppligen Mund.

Ay, was hat der zu  
plaudern da, mit  
fremden Wellen und  
schüchternen Wolken,  
wenn ich doch hier  
nach ihm verbrenne!

Nasses Hosensandkind,  
dir gehört die Welt,

Agaven und Palmen lächeln,  
wenn sanfter Regen fällt,  
die Zipfel deiner Locken  
sind salzige Besen  
unter denen das Wasser  
sich wellt.

Ich hab in deine Träume  
ein Schutzamulett gestellt,  
aus Küstenkristall ist  
eine Eule, die rote Erde  
für dich unter ihrem  
Flügel hält.

Der Schatten einer Möwe an  
grünborsteligen Pinien  
macht dass ihre schlanken  
Stämme sich meerwärts biegen  
wie zarte Frauenleiber im  
Tanz erstarrt.

Jetzt komm  
gleich wird es Nacht dann  
werden eure Bäuche  
vom Mond bedeckt,  
eine Muschel spülte ich  
an den Strand und nahm sie  
wieder weg weg weg....



## Was drin ist im Buch

Uta über sich	3
Sirene	4
Taxi	5
Surabaya	8
Blue Café	10
<i>Kolibri</i>	14
Das Märchen von Kolibri, dem Flügelkind	15
Leise rieselt der Schnee	35

### **Suramdilils Gefolge**

Prinz Jussuf von Theben	37
<i>Der Zigeunerkönig</i>	38
Die Ruhelosen	39
E.L.S.	42
Petrus Suramdilil Polansky	43
<i>Frank Suramdilil Peter-Hille-Enkel</i>	46
Frank Suramdilil Peter-Hille-Enkel	47
Grandella Sappho Suramdilil	49
Giuliano Bismillerian Suramdilil	51



Oboen und Minze (von Giuliano Asti)	53
Luzifer-Suramdilil-Toltepec-Ahasverus	56
Jacobo Phönix Suramdilil	58
Augenblicke	60
Begegnungen der Kinder	63
Sulamith Rebecca Suramdilil	69
Stella Frieda Suramdilil	72
Bocaj Hephaistos Suramdilil	74
<i>Elefanten</i>	76
Elefanten	77
Widderkopf Suramdilil Don Quichote	81
Achim-Störtebecker-Haiducke Suramdilil	83
Boe Suramdilil Villon-Sänger	86
Zerhacktes Requiem	88
Teres Suramdilils Traum	90
Reise	93
Metamorphose	94
<i>Uta</i>	95
<b>Was drin ist im Buch</b>	96